Evang.-Luth. Schulblatt.

30. Jahrgang. November 1895. No. 11.

Etwas über die Kleidung der Ebräer.

Vollkommen in jeder Hinsicht war das erste Menschenpaar von dem Schöpfer nach seinem Ebenbilde geschaffen. Des Menschen anerschaffene Gerechtigkeit und Heiligkeit, das war sein Schmuck und Ehrenkleid. In dem Herzen war kein Stäubchen böser Lust; darum steckte auch keine böse Regung in ihren Gliedern, und daher schämten sie sich nicht, daß sie nackend waren. Doch lange dauerte dieser glückselige Zustand nicht. Mit der Übertretung des göttlichen Gebotes „wurden ihre Augen aufgethan, und wurden gewahr, daß sie nackend waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten ihnen Schürzen". Die Feigenblätter waren wahrscheinlich die 5—6 Fuß langen und 1½ Fuß breiten Blätter von einer noch in Ostindien wachsenden Pflanze, namens Pisang oder Musa.

„Ihre Nacktheit, früher der Ausdruck ihrer Unschuld und natürlichen Herrlichkeit, erscheint ihnen als die Quelle neuer Sünde. Sie fühlen: in ihnen, das ist, in ihrem Fleisch, wohnet nichts Gutes, brennt vielmehr das Feuer der sinnlichen Lust. Sie verbergen ihre Nacktheit vor einander durch Schürzen. Gleich darauf aber machte der HErr selbst Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie ihnen an. Die Scham ist eine Strafordnung Gottes für den gefallenen Menschen. Die Menschen sollten sich schämen ihrer Nacktheit, daher machte Gott selbst ihnen Röcke. So ist nun alles schamlose Entblößen des Leibes vor einander Sünde und Übertretung und führt zur Sünde. Wir müssen mit heiliger Scheu auch in diesen uns von Gott selbst gesetzten Schranken bleiben. Paulus sagt: Desselbigengleichen die Weiber, daß sie in zierlichen Kleidern mit Scham und Zucht sich schmücken. 1 Tim. 2, 9. Scham und Zucht sind nach Paulus der Schmuck des sündigen Menschen; Scham- und Zuchtlosigkeit seine Schande." (Kahle: Die Geschichte des Reiches Gottes.)

„Sich ehrbar und reinlich nach seinem Stande kleiden, ist wohl nicht verwerflich; aber da die Kleider ein Zeichen des geschehenen Falles, und nicht bloß physisches, sondern moralisches Bedürfnis sind, so ist wohl nichts

thörichter, als mit prächtigen Kleidern ſtolzieren wollen. Und da Pracht ein Neſt der Hoffart und eitel iſt, ſo möchten wir Chriſten uns doch lieber um den Schmuck der Seele, Glaube, Liebe, Demut ꝛc., um die Kleider des Heils bekümmern, und in Kleidern, welche im Blut des Lammes gereinigt, einhergehen, damit wir droben in weißen Kleidern prangen können." (Büchner.)

„Hoffärtig Kleid, hoffärtiges Herz."
„Leichtfertig Kleid, leichtfertiger Sinn."
„An den Federn erkennt man den Vogel."
„Das beſte Kleid iſt der beſte Sündendeckel."
„Kleide dich ſo, daß du Gott wohlgefällſt."

Nicht ſelten hört man heutzutage, als ob die Familien der Patriarchen roh und uncivilisiert geweſen ſeien und auf Bildung gar keinen Anſpruch zu machen hätten. Dem iſt durchaus nicht ſo. Ganz recht iſt geſagt: „Wir finden bei ihnen (den Erzvätern) ſchon manche Dinge, welche zeigen, daß ſie nicht umſonſt in der Nähe kultivierter Völker wohnten, ſondern mit Vorliebe an allen Vorteilen und Annehmlichkeiten der Kultur Teil nehmen, wie wir von nomadiſcher Roheit bei ihnen keine Spur finden, ſie vielmehr nach Sinn und Sitte auf dem Standpunkte der Civiliſation ſtanden. Die Frauen tragen koſtbare Schleier und Ringe von Gold. Eſau hat wohlriechende Kleider, wie ſie noch jetzt von den Einwohnern des ſüdlichen Aſiens getragen werden, Joſeph einen bunten Rock, Juda trägt einen Siegel an einer Schnur auf der Bruſt" ꝛc. (Hengſtenberg: Geſch. des Reiches Gottes I, 237.)

Im allgemeinen läßt ſich bemerken, daß, wie alle Sitten, ſo auch die Kleiderſitten im Morgenlande ſeit Jahrtauſenden ohne große Veränderungen ſich erhalten haben. Dieſes beſtätigen auch die aufgefundenen Denkmäler und Zeichnungen aus alter Zeit. Die Leute marſchieren nämlich dort in bloßen Hemden ganz ungeniert durch Stadt und Land, wie wenn es ſich von ſelbſt verſtände, noch heutigentags. Auch die Gebrüder Joſephs haben wohl in einer derartigen Kleidung ihrer Herden gewartet. Das heiße Klima des Morgenlandes erfordert eine weite, luftige, faltenreiche Kleidung. Über den Schnitt ſchreibt das Geſetz nichts vor. Das weibliche Geſchlecht trug längere, buntere Kleider, zeichnete ſich auch durch ſeinen Kopfputz aus. Sonſt gleicht die Kleidung der Morgenländerinnen der männlichen ſehr.

Was den Stoff betrifft, ſo hatte das Geſetz die Beſtimmung, daß aus Linnen und Wollen gemiſchtes Zeug nicht getragen werden durfte. Die Weimarſche Bibel ſagt hierüber zu 3 Moſ. 19, 19.: „Mit dieſen Satzungen hat Gott ſein Volk vor allen andern benachbarten Völkern umher abſondern wollen, daß ſie nicht der Heiden Gebrauch in Kleidung nachfolgeten, und darauf ihr gottloſes Weſen ihnen auch ablerneten. Zugleich aber hat Gott mit dieſen Satzungen alle Mengerei in Religionsſachen, und

Heuchelei im Leben verbieten wollen." Gott verlangt unſer Herz voll und ganz, nicht geteilt; denn: Niemand kann zween Herren dienen. Die Stoffe zu den Kleidern waren Wolle, Baumwolle (Byſſus) und Flachs. Auch Seidenſtoffe, Offenb. 18, 12., ſcheinen den Israeliten nicht unbekannt geweſen zu ſein. Gott ſelbſt war der erſte Schneider; denn noch im Paradieſe erfahren die gefallenen Menſchen, daß Gott barmherzig iſt auch darin, daß er ihnen „Röcke von Fellen" anzieht. Ob der HErr hier den Grund zu den blutigen Opfern legt, ſoll dahingeſtellt ſein. — Der erſte Schritt zur Verfeinerung dieſer einfachen Kleidung war wohl, die Felle geſchmeidig zu machen. Länger mochte es anſtehen, bis man Wolle oder Ziegenhaar zu einem Filz als Gewebe zu bearbeiten verſtand, und noch länger, bis Hanf, Flachs und Baumwolle zu Kleidungsſtoffen gebraucht wurden. Abel war ein Schäfer; Laban und Juda finden wir bei der Schafſchur. Die Schafſchur war ein ländliches Freudenfeſt, wozu Gäſte eingeladen und Gaſtmähler veranſtaltet wurden. Daher Labans Abweſenheit mehrere Tage dauerte, und er erſt am dritten Tage erfuhr, daß ſein Schwiegerſohn Jakob heimgezogen ſei. Abel hielt ſeine Herde wahrſcheinlich, um ſich von der Milch zu nähren und mit den Fellen zu kleiden. Juda und Laban, welche ihre Schafe ſcheren, haben ſicher ſchon den Gebrauch der Wolle gekannt. Die Rahab zu Jericho verbarg die beiden bei ihr eingekehrten Kundſchafter unter die auf dem Dache ausgebreiteten Flachsſtengel. Sicherlich hatte ſie dieſelben ausgebreitet, damit ſie mürbe würden. Aus der Zeit der Erzväter haben wir keine beſtimmte Spur über den Stoff. Ob Joſephs Rock aus Wolle oder Linnen war, iſt nicht geſagt. In Ägypten war die Kunſt des Spinnens, Webens und der Goldſtickerei hoch ausgebildet. Da widmete ſich auch ein Geſchlecht aus dem Stamme Juda vorzugsweiſe dieſem Geſchäfte. Auch Bezaleel, einer der Werkmeiſter der Stiftshütte, gehörte genanntem Stamme an. Wenn Gott ihm auch zu dem Werke beſondere Weisheit und Erkenntnis verlieh, ſo dürfen wir doch wohl annehmen, daß er die Anfänge ſeiner Kunſt mit aus Ägypten brachte. Von Joſeph heißt es, daß er von Pharao mit weißer Seide gekleidet wurde; das war Byſſus, die feinſte Leinwand.

Feine weiße leinene und wollene Kleider waren zu allen Zeiten Feſt- und Ehrenkleider. Wenn es aber von Herodes heißt: Er legte dem Heilande ein weiß Kleid an, ſo geſchah das zum Spott. Ein weißes Kleid trugen bei den Römern, die ſich um ein Staatsamt bewarben. Herodes wollte JEſum alſo damit dem Pilatus als einen Kandidaten zur jüdiſchen Königswürde beim römiſchen Kaiſer ſpöttiſch bezeichnen. — Purpurblaue, purpurrote und karmeſinfarbene (Luther: roſinrot, ein ſtrahlendes, in die Augen fallendes Hochrot) Gewänder gehörten zu den Auszeichnungen der Könige und Großen, beſonders auch der Feldherren. Der reiche Mann im Gleichnis kleidete ſich über ſeinen Stand hinaus. Die ganze Schar legte Chriſto einen Purpurmantel an. Das war ein ſcharlachroter Mantel (mit den

Beeren der Scharlacheiche gefärbt), welcher die linke Seite bedeckte, auf der rechten aber offen ſtand, und auf der rechten Schulter mit einer Spange befeſtigt war. Die römiſchen Heerführer und andere Befehlshaber trugen ſolche. Der köſtliche babyloniſche Mantel, den Achan ſtahl, war ein mit Goldfäden durchwirkter. Die Kunſt, bunt zu wirken, war im hohen Altertum in Babylonien zuhauſe.

Die Verfertigung, das Weben, Wirken und Nähen der Kleider war Geſchäft der Frauen. Die fromme Hanna machte ihrem Sohne Samuel einen kleinen Rock, und brachte ihm denſelben mit, als ſie zum Feſte kam. (Eine andere Hanna, des alten Tobias Weib, arbeitete fleißig mit ihrer Hand, und ernährte ſich und ihn mit Spinnen.) Von dem tugendſamen Weibe heißt es Sprüchw. 31, 22.: „Sie macht ihr ſelbſt Decken, weiße Seide und Purpur iſt ihr Kleid.“ Die Überlieferung ſchreibt der Naema, Schweſter des Thubalkain, die Erfindung der Wollenſpinnerei und Weberei zu.

Was nun die verſchiedenen einzelnen Kleidungsſtücke betrifft, ſo lieben es die Städter, viele und koſtbare Kleider anzulegen. Viel einfacher dagegen kleidet ſich der Landmann. Da wollen wir uns erſt die Kleidung der Männer etwas näher betrachten. Das unentbehrlichſte Stück iſt das Unterkleid, welches Luther in unſerer Bibel Rock oder auch Leibrock nennt. Es iſt dies eine Art Hemd von Wolle, Leinwand oder Baumwolle und von verſchiedener Farbe. Man trägt dasſelbe auf dem bloßen Körper, eng am Leibe anliegend; anfangs vielleicht ohne Ärmel, ſpäter mit Ärmel. Es reicht bis ans Knie und iſt in der Regel nicht genäht, ſondern in eins gewebt. Der HErr trug vor ſeiner Kreuzigung einen beſonders wertvollen Rock, vielleicht ein Geſchenk der Frauen, welche die Geſellſchaft JEſu begleiteten. Den Soldaten unterm Kreuz war er zu koſtbar, denſelben zu teilen, darum warfen ſie das Los darüber. Chriſtus hatte auch nur eine Tunika; er unterſagt den Jüngern, zwei zu tragen, Mark. 6, 8. 9. Auch Johannes der Täufer ermahnte das Volk: Wer zween Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat. Wer nichts als dieſes Unterkleid trug, hieß nackt. Bei vornehmen Perſonen reichte der Rock bis an die Knöchel. Chriſtus macht es den Schriftgelehrten zum Vorwurf, daß ſie lange Tuniken tragen; er erblickt darin phariſäiſchen Stolz. Deshalb wird Chriſtus ſelbſt nur einen kurzen Rock getragen haben. Als gewöhnliches Arbeitskleid würde es bei größerer Länge auch hinderlich geweſen ſein.

Ein Gürtel hielt dieſen Rock um die Lenden zuſammen. Derſelbe iſt bei Landleuten aus Leder, bei Städtern oft aus feinen leinenen, wollenen oder ſeidenen Stoffen. Er iſt etwa ½ Fuß breit, mit einer Schnalle verſehen und oft drei- oder vierfach über einander liegend. Der Prachtgürtel, gewöhnlich etwas ſchmäler, iſt meiſt geſtickt mit Silber und Gold, mit goldener oder ſilberner Schnalle, auch mit Edelſteinen beſetzt. Ein goldgeſtickter Gürtel war Abzeichen der Fürſtenwürde. Auch diente der Gürtel als Taſche fürs Schweißtuch, Schreibzeug und zur Aufbewahrung des Geldes.

Der Kaufmann trägt daran einen Beutel mit Gewichten und kleiner Wage. JEſus ſagt zu ſeinen Jüngern: „Ihr ſollt nicht Gold oder Silber, noch Erz in euern Gürteln tragen.“ Matth. 10, 9.

Da das Hemd (oder der Rock) vorn über der Bruſt offen iſt, ſo bildet dasſelbe, vom Gürtel feſt an den Leib gebunden, mit der Bruſt zwei weite Taſchen, in welche der Landmann nicht nur oft die Hand ſteckt, wie Moſes, 2 Moſ. 4, 6., auf Gottes Geheiß thut, ſondern auch allerlei Dinge, z. B. Brot, trägt man darin. Ja, zuweilen ſieht man wohl einen Hirten, der ein ſchwaches Lämmchen, das zum Gehen zu müde iſt, in ſeinem Buſen trägt. Alſo will der HErr nach Jeſ. 40, 11. die erlöſten Gefangenen Zions wie ein treuer Hirte mit zarter Sorgfalt heimtragen in das verödete Jeruſalem: „Er wird die Lämmer in ſeine Arme ſammeln und in ſeinem Buſen tragen.“ Ebenſo kommt es vor, daß ſelbſt Korn und andere Früchte im Buſen getragen werden. Daher ſagt der HErr: „Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüſſig Maß wird man in euren Schoß geben“, Matth. 6, 38. Schoß heißt hier ſo viel wie Buſen.

Über dem Leibrock trägt man, wenn man nicht gerade bei der Arbeit iſt, ein Oberkleid, einen weiten, faltigen Mantel. Luther nennt ihn bald Kleid, bald Mantel. Derſelbe iſt aus Schaf-, Kamel- oder Ziegenwolle geſponnen und gewoben. Er wird meiſtens frei um die Schultern geſchlagen und fällt faltenreich über den Leib herab. Die Farbe iſt ſehr verſchieden, wie überhaupt der Orientale Farbenreichtum liebt. „Das Oberkleid, das urſprünglich nur aus einem großen viereckigen Stück Tuch oder Zeug beſtand und als Mantel oder wie bei uns die Shawls getragen werden. Man hing den Mantel an die linke Schulter, zog den hinteren Zipfel über den Rücken, den vorderen über die Bruſt und den Unterleib unter dem rechten Arm zuſammen und band da beide Zipfel, oder befeſtigte ſie mit Haken, Spangen, goldenen Agraffen“ ꝛc. (Kinzler: Bibl. Altertümer.) „Die vier Enden oder Zipfel dieſes Oberkleides ſollten nach 4 Moſ. 15, 38. je mit einer Quaſte, Troddel an einer blauen Schnur beſetzt ſein, damit Israel auf dieſe Quaſten ſehend der Gebote Jehovas eingedenk ſein möchte; ſie ſind zu verſtehen unter dem Saum, den die Blutflüſſige anrührte, Luc. 8, 44. Matth. 23, 5., und die Phariſäer machten die Quaſten recht groß, um den Schein oder Ruhm beſonderen Ernſtes in der Gottſeligkeit zu haben; je größer die Quaſten, eine deſto ſtärkere Mahnung an Gottes Gebote waren ſie.“ (A. a. O.) Auch der Kopf wird, wie in einen Burnus (das iſt, ein arabiſcher Mantel mit Kapuze), bei beſonderen Veranlaſſungen darein eingehüllt, wie wir an David ſehen, da er vor Abſalom floh, 2 Sam. 15, 30. Selbſt der Arme ging nicht ohne dieſen Mantel aus. Er diente ihm bei Nacht als Decke und durfte daher nicht als Pfand über Nacht behalten werden; denn die nötige Habe ſoll keinem Armen als Pfand entzogen werden. 2 Moſ. 22, 27. Dieſes Oberkleid legten die Jünger auf das Eſelsfüllen, damit der HErr bequemer bei ſeinem Einzuge auf dem

Tiere ſitzen konnte, und das Volk breitete dieſelben Kleider auf den Weg, um dem Kommenden königliche Ehre zu erweiſen. Dieſer Mantel iſt auch gemeint, wenn Markus von dem blinden Bartimäus in Jericho erzählt: „Er warf ſein Kleid von ſich, ſtund auf und kam zu JEſu", Mark. 10, 50.

Das Kleiderzerreißen, dem wir ſo oft begegnen, war ein Beweis der höchſten Traurigkeit. Nachdem der alte Jakob den Rock Joſephs von deſſen grauſamen Brüdern erhalten hatte, „zerriß er ſeine Kleider, und legte einen Sack um ſeine Lenden, und trug Leid um ſeinen Sohn lange Zeit". David befiehlt, da Joab den Abner erſtochen hatte, dem Volk: „Zerreißet eure Kleider, und gürtet Säcke um euch, und traget Leid um Abner." 2 Sam. 3, 31. Selbſt der gottloſe König Ahab „legte einen Sack um ſeinen Leib, und faſtete, und ſchlief im Sack, und ging jämmerlich einher", als Elias ihm Gottes Strafgericht über ſein Haus verkündigte. Der böſe Haman hatte ſehr geheim den Untergang des Volkes Israel geſchmiedet. Mardachai erfährt es, „zerriß ſeine Kleider, und legte einen Sack an und Aſche, und ging hinaus mitten in die Stadt, und ſchrie laut und kläglich. Und er kam vor das Thor des Königs. Denn es mußte niemand zu des Königs Thor eingehen, der einen Sack anhatte". Auch der König zu Ninive „ſtund auf von ſeinem Thron und legte ſeinen Purpur ab, und hüllete einen Sack um ſich, und ſetzte ſich in die Aſche". Dieſer Sack war ein enges, ärmelloſes, dichtes und grobhärenes Trauer- und Bußgewand und meiſtens aus ſchwarzem Ziegenhaar verfertigt. Er ward mit einem Strick um die Hüften befeſtigt und durfte ſelbſt während der Nacht nicht abgelegt werden. — Andere äußerliche Kundgebungen des Schmerzes waren: Faſten, Liegen auf dem Boden, Unterlaſſen des Badens, Streuen von Staub auf den Kopf, Abſcheren oder Ausraufen der Haare, Händeringen, Schlagen an die Bruſt und Hüften, Stampfen mit dem Fuß, Barfußgehen, ſelbſt Ritzen der Haut ꝛc. Vor Königen durfte man nur nach Ablegung der von Staub beſchmutzten Sandalen erſcheinen, ebenſo an heiligen Orten. Gott ſelbſt ruft Moſe zu: „Tritt nicht herzu, zieh deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du auf ſteheſt, iſt ein heiliges Land." Ebenſo „der Fürſt des HErrn" ruft Joſua zu: „Zieh deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn die Stätte, darauf du ſteheſt, iſt heilig", Joſ. 5, 15. Demgemäß mußten ſich die Prieſter Hände und Füße aus dem Handfaß waſchen, ehe ſie in das Heiligtum gingen, welches ſie nur barfuß betreten durften. Dieſe Sitte findet ſich noch heute bei den Morgenländern. So ſchreibt Paſtor Wilhelm, welcher vor einigen Jahren Paläſtina bereiſte, in der „Rundſchau": „Keinem Menſchen iſt es erlaubt, mit Schuhen oder Stiefeln in eine Moſchee hineinzugehen. Deshalb hat auch der mich begleitende Kawaß gleich am Eingange ſeine Schuhe ausgezogen, ebenſo der türkiſche Soldat; mir wurde geſtattet, Pantoffeln, die mein Dragoman für mich geliehen hatte, über meine Stiefel anzuziehen und alſo durch die den Muhammedanern ſo heiligen Hallen zu gehen."

Die Morgenländer lieben häufigen Wechsel der Kleidung. Bei Besuchen, Gastmählern und Hochzeiten wurden mehrmals die Kleider gewechselt. Joseph zog andere Kleider an, da er zu Pharao einging. Saul wechselte seine Kleidung, da er nach Endor ging. Reichere Israeliten hatten einen großen Vorrat solcher Feierkleider, welche teils zum Gebrauch der Hausgenossen, teils zum Verschenken waren. So mußten die Knechte dem verlornen Sohn das beste Kleid holen. Joseph schenkte seinen Brüdern einem jeglichen ein Feierkleid und Benjamin fünf. Könige hatten sogar ein eigenes Garderobenhaus, 2 Kön. 10, 22., über welches ein besonderer Aufseher gesetzt war. Strümpfe, Schuhe oder Stiefel kannten die Israeliten nicht. Sie trugen Sandalen. Es ist dies eine Ledersohle, welche vermittelst Riemen am Fuße befestigt wurde. Ein Riemen umgab den Fuß an der Ferse; ein anderer ging bei dem großen Zehen durch. Auf dem Fuße wurden die Riemen zusammengeknüpft. Bei vornehmen Leuten waren diese Riemen oft sehr zierlich verfertigt. Beim Gebrauch solcher Fußbekleidung waren die Füße nach einer Reise bestaubt. Daher war es eine Pflicht der Höflichkeit, die Füße von dem Staub zu reinigen, ehe man die Teppiche betrat. Josephs Haushalter „gab ihnen (den Brüdern) Wasser, daß sie ihre Füße wuschen". Abraham und Lot lassen den Männern, die zu Besuch kamen, von Dienern die Füße waschen. Einem Gast, den man besonders auszeichnen wollte, wusch der Hausherr selbst die Füße, und bediente sich wohl auch wohlriechender Wasser dabei, wie die große Sünderin und Maria dem Heilande thaten. Diese Höflichkeit durfte der HErr daher mit Recht erwarten, als er bei dem Pharisäer Simon zu Gaste war. Darum sagt er auch zu demselben: „Ich bin gekommen in dein Haus; du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; — diese aber hat meine Füße mit Thränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet." Marc. 7, 44. Wo diese Sitte befolgt wurde, pflegte ein Diener zu kommen und dem Gast die Riemen der Schuhe oder Sandalen zu lösen, — eine Dienstleistung, zu welcher Johannes der Täufer sich dem HErrn gegenüber nicht würdig genug erachtet. Joh. 1, 27. „Auf dem Kopfe trugen die Israeliten eine Mütze oder ein Kopfband von verschiedener, nicht mehr genau bestimmbarer Form, während die armen Leute beim Arbeiten das Haar nur mit einer Schnur umbanden, oder kunstlos ein Tuch um den Kopf wickelten. Heutigentages trägt man weiße oder rote Mützen, um die sich ein langes, baumwollenes Tuch windet, der Turban. Das Schweißtuch, das auch JEsus auf dem Haupte zu tragen pflegte, war ein über Kopf und Hals geworfenes Tuch — nach der heutigen Sitte zu urteilen, wo es Kefije heißt und bei den Vornehmen mitunter von ganz ausgesuchter Feinheit ist." (Kinzler.)

Die Kleidung der Frauen ist der der Männer sehr ähnlich. Das Unterkleid war etwas länger als bei den Männern. Vornehme trugen über dem selben ein langes Ärmelkleid oder auch ein Gewand ohne Ärmel. Das Ober-

kleid der Frauen hat verschiedene Benennungen, verschiedene Formen, und ist aus verschiedenem Stoffe verfertigt. Der von Luther benannte Schleier oder Mantel war wohl ein shawlartiger Überwurf, etwa viereckig, den man abnehmen und gebrauchen konnte, um etwas darein zu binden, wie Ruth that, da ihr Boas die sechs Maß Gerste schenkte. Auch Rebekka verhüllte ihr Angesicht im Mantel, da sie Isaak daherkommen sah. Überhaupt sah der Bräutigam damals die Braut bis an den Morgen nach der Hochzeit nur verschleiert. Deshalb war es auch möglich, daß Laban den Jakob hintergehen und ihm Lea statt Rahel geben konnte. Zur vollständigen Bekleidung einer Frau gehörten überhaupt mehrfache Schleier. Ohne einen solchen wagen nur Sklavinnen und gemeine Weiber öffentlich zu erscheinen. Ob dies jedoch in der allerältesten Zeit schon Sitte war, ist schwerlich anzunehmen. Sarah scheint nicht verschleiert gewesen zu sein, da Abraham nach Ägypten zog. Rebekka verhüllte ihr Angesicht erst, als sie Isaak sieht. Auch Rahel ging unverschleiert hinter den Schafen. Thamar dagegen verschleierte sich, wohl um nicht von ihrem Schwiegervater gekannt zu werden. Auch im Hause hält sich das morgenländische Weib der Sitte gemäß verschleiert, wenn Fremde da sind. Kämme werden nicht erwähnt. Die genannten Spiegel waren keine Glas-, sondern polierte Metallspiegel. Außerdem hatten putzsüchtige Weiber eine große Menge Ringe, Bänder und Ketten von Gold. Jesaias zählt im dritten Kapitel eine lange Reihe solcher Luxusartikel auf.

Wiewohl nicht zur Kleidung, so doch zum äußeren Aussehen, gehört die Pflege des Kopf- und Barthaares. Bei den Israeliten, wie überhaupt bei allen Morgenländern, war der Bart ein Ehrenzeichen des freien Mannes; denn Verbrecher und Sklaven durften keinen tragen. Daher wurde er nicht beschoren, sondern sorgfältig gepflegt und mit wohlriechenden Ölen gesalbt. Hatte doch Moses geboten, den Bart nicht abzuscheren, 3 Mos. 21, 5. Denselben einem abscheren oder gar ausraufen, hieß ihn aufs höchste beschimpfen, wie Hanon, der Amoriterkönig, an den Knechten Davids that, 2 Sam. 10, 4. Sich selbst den Bart abschneiden und ausraufen, war Zeichen eines hohen Grades der Trauer; desgleichen vernachlässigte Reinigung und Pflege des Bartes. Von Mephiboseth, Sauls Sohn, heißt es: „Er hatte seine Füße noch seinen Bart nicht gereinigt und seine Kleider nicht gewaschen." Es sollte dies seine Teilnahme und Trauer an Davids bisherigem Unglück bezeugen, 2 Sam. 19, 24. Bei Aussätzigen war die Abnahme des Bartes eine medizinische Maßregel. Die Ägypter hatten das Abscheren des Bartes zur Gewohnheit. Joseph ließ sich scheren, ehe er vor Pharao trat. Und als Jakob gestorben war, läßt Joseph den König durch das Gesinde fragen, ob er seinen Vater im Lande Canaan begraben dürfe; weil er in der Trauerzeit mit langem Bart und entstelltem Äußern nicht vor Pharao erscheinen durfte. „Herodot erzählt: Die Priester (in Ägypten) scheren sich jeden dritten Tag ihren ganzen Leib, daß kein

Ungeziefer noch anderer Schmutz an ihnen sei, wenn sie Gott dienen. Die Priester aber trugen bloß leinene Kleidung und Schuhe von Byblus (dem Bast der Papyrusstaude); andere Kleidung dürfen sie nicht anthun, noch andere Schuhe." (Gerlach: Bibelwerk.)

Das Stutzen des Kopfhaares ist jedenfalls schon früh bei den Ebräern Sitte gewesen, sonst wäre das Wachsenlassen bei den Nasiräern nichts Außerordentliches, wie z. B. bei Simson. Wenn jedoch Absalom langes Haar trug, so ist das ein Beleg seiner Eitelkeit und Weichlichkeit. Noch jetzt werden junge Männer, die das Haar lang tragen, für weibisch und ehrlos gehalten. 1 Kor. 11, 14. heißt's, es sei dem Mann Unehre, lange Haare zu tragen. Bei den Frauen dagegen galt langes, gelocktes Haar als Hauptzierde. Maria trocknete bei der Salbung die Füße des HErrn mit ihrem Haar. Beide Geschlechter pflegten das Haar mit wohlriechenden Ölen einzusalben, besonders bei Gastmählern.

Wenn ich an einzelnen Stellen etwas breit gewesen bin, so mag der Leser freundlichst verzeihen. Lindemann sagt in seiner „Schul-Praxis": „Der Lehrer mache sich selbst immer mehr vertraut mit der biblischen Geschichte und Geographie, mit den biblischen Altertümern und der biblischen Naturgeschichte. Es ist sehr traurig, wenn er nicht mehr weiß, als was in seinem Lehrbuche der biblischen Geschichte steht, und wenn er nicht imstande ist, über vorkommende Einrichtungen, Münzen, Maße, Tiere ꝛc. den nötigen Bescheid zu geben." (S. 107.) S.

Die Orgel.

(Fortsetzung.)

Das Orgelspiel im 16. und 17. Jahrhundert.

Dem protestantischen Orgelspiel gebührt der Vorzug gegenüber dem katholischen, sowohl was die Menge als was die Bedeutung des überlieferten Stoffes anlangt. Doch haben einige der deutschen katholischen Orgelspieler und Orgelkomponisten im 16. Jahrhundert und aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch ihre Leistungen einen bedeutenden Einfluß auf die höhere Entwickelung der Orgelkunst ausgeübt. In Augsburg beginnt die Reihe der süddeutschen Vertreter des katholischen Orgelspiels im 16. und 17. Jahrhundert. Einer der bedeutendsten, in der besten Schule der Italiener gebildeten Meister war Gregorius Aichinger, Organist des älteren Jakob Fugger in Augsburg, „dem vielleicht nur seine um einige Jahre jüngeren Zeitgenossen Chr. Erbach und H. L. Haßler an die Seite zu stellen sind". Auf seine Bedeutung im Orgelspiel kann aber nur aus seinen noch vorhandenen Vokalwerken geschlossen werden, die zwischen 1590 und 1621 in Venedig, Augsburg, Nürnberg und Dillingen

gedruckt wurden. „Vorzugsweise unter dem Einflusse der römischen und venetianischen Schule und mit unverkennbarer Vorliebe für Giov. Gabrieli geschrieben, entbehren sie gleichwohl des kräftigen deutschen Elementes und seiner hellen Schlaglichter nicht, wie die Proben beweisen, die sich im III. Teil des Promptuarium mus. (No. 106), namentlich aber im II. und III. von Proskes ‚Mus. divina' befinden. Auch haben B. Schmid jun. und J. Woltz, die Koloristen, einige der vielstimmigen Chorsätze Aichingers mitgeteilt; weder die Verbrämung des einen, noch die Weglassungen des andern haben uns die Ahnung der Hoheit, die in diesen Schöpfungen waltet, gänzlich rauben können."

Von Christian Erbach, der, um 1570 zu Algesheim geboren, zuerst Organist bei Markus Fugger, dann beim Dom in Augsburg war, „sind uns in zwei Handschriften aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts eine Reihe Ricercaren, Kanzonen, Fugen, Toccaten und bearbeitete Kultusgesänge erhalten geblieben, genügend, uns ein vollkommenes Bild von seiner Künstlerschaft im Orgelspiel zu geben. Diese war jedenfalls sehr bedeutend, wird aber vielleicht durch das, was er für den kirchlichen Chor schrieb — im Stil der venetianisch-deutschen Schule — überboten. Die Koloristen haben auch seine Vokalkompositionen nicht unverschont gelassen; der jüngere Schmid und Woltz bringen einige davon, ein jeder in seiner Art". — „Die Orgelstücke Erbachs charakterisieren ihn als spielfertig, gewandt in der Beherrschung der Formen, ernsten, nicht beschränkten Sinnes, treu, nicht starr, an dem Überkommenen festhaltend. In den Ricercaren verarbeitet er nur ein Motiv, das durch ein Seiten-Motiv unterbrochen und gehoben wird. Er bewahrt diesen Sätzen den ihnen zustehenden Ernst, hält sie aber zugleich von dem abschreckend Exercitienmäßigen anderer derartiger Arbeiten frei. Selbst schnellere Gänge verschmäht er nicht, nimmt sie im Gegenteil gegen den Schluß hin gern auf, damit ein toccatenartiges Element einführend. — Bei vielen seiner Toccaten folgt Erbach dem Vorgange Cl. Merulos und A. Gabrielis, indem er dem Gewühl der Passagen gehaltene, fugierte Sätze einfügt; doch haben die seinigen mehr Gewicht, als die der soviel älteren italienischen Meister. Den schroffen Gegensatz zwischen Akkorden und Figuren dämpft er durch vermittelnde Achtelfiguren; überhaupt ist die äußere Form mehr abgerundet und vollendet. — Folgt Erbach bezüglich der Form dem Entwickelungsgange der Kunst, so verhält er sich dagegen gegen die Neuerungen, welche das Harmonische und Modulatorische betreffen, gleichgiltig. Die Wiederschläge in allen seinen Fugensätzen bleiben unverändert auf den Tonstufen des Führers und des Geführten. Wenn er dessenungeachtet eine Canzona cromatica 6 Folioseiten lang ausspinnen kann, ohne zu große Belästigung für den Zuhörer, so liegt der Grund einesteils in den beiden an und für sich interessanten Motiven, andernteils in dem großen Geschick, mit welchem der Komponist die Künste des Kontrapunkts anzuwenden und auszuführen versteht."

Der Einfluß Augsburgs „knüpft sich nach Erbach nicht mehr an einzelne in seinen Mauern lebende Künstler, sondern an gewisse, daselbst gedruckte Sammelwerke". — „Im Jahre 1692 erschien zu Augsburg ein ‚Wegweiser', die Orgel recht zu schlagen, der wiederholt und noch 1753 neu aufgelegt wurde. Dieses Werkchen enthält eine Reihenfolge von kurzen toccatenartigen oder fugierten Präludien über die 8 ‚Töne' (D, G mit b, A, E, F mit b, D mit fis oder auch mit fis und cis, G), 8 Präludien für jeden der ‚Töne'. Ein besonderes Gewicht haben diese Sätze nicht, aber Anfänger im Orgelspiel und in der Satzkunst finden darin brauchbare Materialien und nützliche Vorbilder. Die zweite Abteilung des Buchs wird durch eine Art Suite gebildet: Tastata (kurze Toccata) und Fuga, 2 Variationen (das heißt, zwei andere Fugen über dasselbe etwas umgeformte Motiv) und Finale, das sind die Bestandteile dieser Suite. Eine Toccata und eine Toccatina schließen das Werk ab, — alles von gewandter Hand leicht und ohne Ansprüche auf Vertiefung hingeworfen." — „Von weit höherer Kunstbedeutung ist ‚Ars magna consoni et dissoni — das ist, Organisch-Instrumentalischer Lustgarten — Augsburg, 1693'. Der Herausgeber dieser ‚von so wohl Welschen als Teutschen dieser unserer Zeit hochberühmten Meistern verfertigten Kompositionen, zum Erstenmal aus denen verborgen Musacis in Kupffer an das Taglicht gebracht' — ist der Dom-Organist Johann Speth." — „Die sämtlichen hier dargebotenen Tonstücke: Zehn Toccaten oder musikalische Blumenfelder, acht Magnificat und drei Arien mit Variationen, sind noch jetzt gut zu hören, und dürfen nicht bloß — wie so manches aus der guten alten Zeit — gelesen werden. Die gut gestochenen Noten stehen auf 2 Systemen von je 6 Linien. Die Grundtöne für die 8 Magnificat sind: D mit h, G mit b, A, A (nicht E!), C, F mit b, D mit fis, G. — Die Behandlung ist die in dem vorigen beschriebene: der erste und der letzte Satz toccatenartig, die übrigen 5 kurz fugiert. Als eine Seltenheit ist anzumerken, daß einer der Sätze (V. 5. T. 6) eine Vortragsbezeichnung (‚con affetto') erhalten hat. — Nicht weniger selten auch tritt in jener Zeit die Tonart A-dur auf. Die 10. Toccate ist (mit der Vorzeichnung fis und cis) in A-dur gesetzt; sie moduliert einigemal nach Fis-moll, und gelangt sogar nach F-dur!" — Rätselhaft ist, wie Ritter meint, „die durchgängige Gleichartigkeit aller Sätze in diesem Buch in Beziehung auf Haltung, instrumentale und kontrapunktische Technik ꝛc.", die eher auf einen, als auf verschiedene Meister weist. Wäre der Titel nicht, so könnte man Speth für den Komponisten halten, und „Deutschland hätte einen guten Orgelspieler mehr".

„Wien, die Kaiserstadt mit ihren zahlreichen Kunst-Anstalten, ihrer großen Anzahl von berühmten Künstlern, hat derzeit, von welcher hier die Rede ist, nur wenige Orgelspieler oder das Orgelspiel beeinflussende Musiker von Ruf aufzuweisen. Mit Kaspar Karl, Georg Reutter und dem

Theoretiker Joh. Joſ. Fux werden wohl alle genannt ſein, die erwähnt werden müſſen." — „Kaspar Karl, ein ‚geborner Ober-Sachſe', kam im jugendlichen Alter nach Wien, genoß bei G. Valentini unter gutem Erfolg muſikaliſchen Unterricht, und wurde dann (um 1649) von Kaiſer Ferdinand III. zu Cariſſimi nach Rom geſchickt. Bei ſeiner Rückkehr nach Wien erregte er durch ſein Klavier- und Orgelſpiel allgemeine Bewunderung; Kaiſer Leopold verlieh ihm den Adel, der Kurfürſt von Bayern zog ihn als ſeinen Kapellmeiſter nach München. Doch kehrte er bald nach Wien zurück, hier die Organiſtenſtelle bei St. Stephan zu übernehmen, wo er ſpäter den Nürnberger Joh. Pachelbel als Stellvertreter zur Seite hatte. Er ſtarb zu München 1690, wo ſein Schüler Fr. X. A. Murſchhauſer am Kollegiatſtift als Kapellmeiſter wirkte. — Die von Karl bekannten Orgel-Kompoſitionen finden ſich in einem gedruckten Hefte Toccaten und Kanzonen ‚per sonare sopra il Cembalo è Organo'. Die Satzweiſe der Toccaten deutet auf das Vorbild Frescobaldis. Eine ſeiner Kanzonen in der phrygiſchen Tonart iſt merkwürdig geworden durch die Benutzung, welche ihr Händel in dem Chor: ‚Froh ſah Ägypten ihren Ausgang' ... des Oratoriums ‚Iſrael in Ägypten' zu teil werden ließ."

Von Georg Reutter, 1660 in Wien geboren, iſt Ritter nur eine Toccate bekannt, deren Schreibart fließend und verſtändlich iſt. Von dem ebenfalls 1660 in Wien geborenen Joh. Joſeph Fux, der als theoretiſcher Lehrer hochberühmt iſt, finden ſich einige Fugen im 1. und 2. Teil des Prager „Muſeum für Orgelſpieler".

„Das Haupt der katholiſchen Orgelſpieler in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, über alle übrigen weit hinweg ragend, war Georg Muffat (geb. 1635), der am 23. Februar 1714 als Hof-Organiſt und Pagenhofmeiſter zu Paſſau ſtarb. Er ſtudierte die Muſik in Paris, war in Wien und Rom. 1664 trat er in den Dienſt des Erzbiſchofs von Salzburg, gegen 1678 in die obgenannte Stellung in Paſſau. — Er übertrifft in der Toccate alle bisher genannten deutſchen Meiſter, den einzigen Buxtehude in Lübeck ausgenommen, der ſieben Jahre vor ihm ſtarb. Dieſer erſetzte an gewaltiger Benutzung des Pedals, was ihm an Wärme des Kolorits, Muffat gegenüber, abging. Unerſchöpflich im Erfinden eigentümlicher und entſprechender Formen, im Beſitz vollkommener Meiſterſchaft, ſie darzuſtellen, neu und ideenreich in der innern Anordnung, gewählt in der harmoniſchen Ausſtattung ſeiner Schöpfungen, iſt Muffat der erſte, der den Hörer aus dem Gebiete bloßer Töne und Klänge hinführt auf den eigentlichen Boden der Muſik, um hier den warmen, ſeeliſchen Hauch zu empfinden, der wirkliche Muſik vom bloßen Tonſpiel unterſcheidet. Seine Toccaten ſind keine Gebilde des Übergangs oder der Verſchmelzung verſchiedener Formen: es ſind in und durch ſich beſtehende Verkörperungen des kunſtwürdig gehobenen Begriffs der Toccate, wobei Orgelklang und Spiel-Virtuoſität, ehemals die Zwecke der Darſtellung, jetzt nur zur Vor-

ausſetzung der letzteren geworden." — „Muffats Toccaten ſind in einer 1690 geſtochenen Sammlung vereinigt unter dem Titel: ‚*Apparatus musico Organisticus*', und ſtehen, wie jener Zeit gewöhnlich war, in nach den ‚Tönen' geordneter Folge: D mit h, G mit b, A mit c, E mit g und gis, C, F mit b, C mit vorgezeichnetem b und es ꝛc. — Das reichhaltige, öfter wechſelnde Figurenwerk zeigt hinlängliche Verſchiedenheit, um davon ein Unterſcheidungsmittel zwiſchen den einzelnen Toccaten herzuleiten. Mordentartige Figuren, bisher das Haupt-Material für die Figuration, werden vermieden, dagegen findet der Mordent ſelbſt, wie auch der kurze Triller, fleißige Verwendung. Das bei der Toccate ſtiftungsmäßige Laufwerk iſt zwar nicht vergeſſen, aber im Raume beſchränkt; es wird mit Geſchmack geführt und mit Bedeutung angewandt; nicht Herkommen oder Virtuoſität: künſtleriſche Abſicht iſt das Beſtimmende, wo nicht der Eigenwille, ſondern ein freies Künſtlerwollen waltet. — Eine jede dieſer Toccaten iſt eine Verbindung von verſchieden charakteriſierten Abteilungen, in denen auch das arioſe Element nicht vergeſſen wurde. Und da alle dieſe Teile, licht- oder ſchattenwerfend, ſich gegenſeitig ergänzen und heben und endlich zu einem wohlabgerundeten Ganzen ſich zuſammenſchließen, indem ſie dem Ausdrucke einer gemeinſamen Empfindung dienen, ſo haben wir es in Wirklichkeit mit Orgel-Suiten oder Orgel-Sonaten zu thun, die vor mancher der neueren den Vorzug größerer innerer Zuſammengehörigkeit getroſt in Anſpruch nehmen dürfen. — Eine Schwäche Muffats liegt in der ſüdländiſch ärmlichen Benutzung des Pedals. Hier kann auch der beſte Wille des beſten Spielers nicht abhelfen; dieſe Sachen ſind zu gut gedacht, als daß ſie nicht unter der verminderten oder vermehrten Anwendung eines ſo wirkſamen Tonmittels, wie das Pedal, leiden ſollten."

„Die thüringiſche Schule vertritt thatſächlich das geſamte Mittel-Deutſchland; nimmt man weg, was aus ihr hervorgegangen — an Menge, wie an Bedeutung des Stoffs — ſo bleibt verhältnismäßig nur wenig für die nicht thüringiſchen Landſchaften übrig. — Es läßt ein beſtimmter Meiſter ſich nicht namhaft machen, deſſen Beiſpiel und Lehre die Entwickelung der Kunſt für das Land und für längere Zeit auf eigenartige Weiſe vorgezeichnet und allen Kunſt-Erſcheinungen einen gemeinſamen Stempel aufgedrückt hätte; der Gründer der Schule iſt das eigentümlich abgeſchloſſene Land und ſein anſpruchslos gemütlicher Bewohner ſelbſt. Thüringen iſt das Land, ‚da jeder Bauer Muſik weiß', und Muſik macht, in der Kirche, wie im Hauſe; auch hat es dem Lande nie an Leuten gefehlt, die Muſik und über Muſik dachten und ſchrieben. Der Erfurter Paſtor Michael-Altenburg, der zu beiden gehörte, ſagt im Jahre 1620 von Thüringen, es ſei bald kein Dörflein, darinnen nicht die (kirchliche) Vokal- und Inſtrumental-Muſik herrlich und zierlich floriere. Habe man ja kein Orgelwerk, ſo ſei doch die vocalis musica zum wenigſten mit ein fünf oder ſechs Geigen orniert und geziert. Altenburg iſt Dichter und Sänger von Guſtav

Adolfs Lieblingslied ‚Verzage nicht, du Häuflein klein' und von ‚HErr Gott, nun ſchleuß den Himmel auf', dem Lieblingschoral M. G. Fiſchers. — Der Sänger der heute noch fortlebenden Melodien ‚Weltlich Ehr und zeitlich Gut' — ‚JEſu Leiden, Pein und Tod' — ‚Chriſtus der iſt mein Leben', Melchior Vulpius, wurde in dem thüringiſchen Städtchen Waſungen geboren und lebte und ſtarb als Kantor in Weimar. Sein wertvolles vierſtimmiges Kantional, das jene Melodien enthält, erſchien im Jahre 1609. Nicht mindere, vielleicht höhere Bedeutung hat das um einige Jahre ältere ebenfalls vierſtimmige Choral-Geſangbuch des vormaligen Thomas-Kantors in Leipzig, Sethus Calviſius (Kalwitz), zu Gorsleben geboren, da, wo die ‚Sachſenlücke', von der ‚Sachſenburg' bewacht, den Weg eröffnet aus dem innern Thüringen in die ‚goldene Aue'. — Das älteſte evangeliſche Geſangbüchlein, das ſogenannte ‚Enchiridion', erſchien zu Erfurt 1524 in zwei Ausgaben. Eines der bezüglich der Melodien beſten Geſangbücher iſt das Erfurter vom Jahre 1663; es wurde von dem Senior Nikolaus Stenger herausgegeben, der auch für den Schulgeſang durch eine Anleitung zum Singen Sorge trug."

„Zwei Sammlungen von Kirchen-Muſik, das gothaiſche Kantional und das Florilegium Portenſe, beide äußerſt wertvoll, gehören ebenfalls Thüringen an, das erſte durch Herausgabe, Druckort und größten Teil des Inhalts; das andere durch den Herausgeber E. Bodenſchatz, den Kantor der berühmten Fürſtenſchule Schulpforta. — Das gothaiſche Kantional vertritt in ſeinem Inhalte die in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, vornehmlich in der Zeit des 30jährigen Krieges, in dem proteſtantiſchen Thüringen herrſchende muſikaliſche Richtung. Es enthält in ſeinen 1646 und 1648 zu Gotha gedruckten drei Teilen 321 vier- und fünfſtimmige Vokalſätze in Partitur. Von 43 namhaft gemachten Tonſetzern mit zuſammen 269 Sätzen gehören durch Geburts- oder Wohnort oder beides folgende 20 (mit 187 Sätzen) dem Thüringer Lande. M. Altenburg, Biereige, Biſchoff, Bodenſchatz, Calviſius, Cramer, Dedekind, Dilliger, Eccard, Faber, M. Frank, Hartmann, B. Helder, Joachim a Burgk, Krauſe, Leisring, M. Prätorius, Steuerlein, Thüring, M. Vulpius. Die am meiſten vertretenen ſind M. Frank (mit 30) und B. Helder (mit ſogar 56 Sätzen). Dann folgen Joachim a Burgk (mit 24) und M. Altenburg (mit 15 Sätzen). Bartholomäus Helder war Paſtor in dem Dorfe Remſtadt bei Gotha und iſt vielleicht der Herausgeber der Sammlung. Die nicht-thüringiſchen Komponiſten ſind Deutſche, Italiener und Belgier. — Die Kompoſitionen, meiſtens mit deutſchem Text, kurz und einfach, und darum für die Gottesdienſte geeignet, waren von den damals (und früher) in Thüringen blühenden Schülerchören (Gregorienſchüler) leicht zu bewältigen."

„Auch einen Verband zwiſchen Dichtern und Komponiſten, wie ſie ſpäter in Königsberg in Preußen, und noch ſpäter in Nürnberg beſtanden,

hat Thüringen aufzuweiſen, den älteſten dieſer Art, Joachim a Burgk und J. Eccard ſetzten die geiſtlichen Lieder Ludwig Helmbolds in Mühlhauſen. — Von den zahlreichen thüringiſchen Schriftſtellern, welche im 16. oder 17. Jahrhundert geſchrieben, ſind zu nennen: die Agricolas, die Avenarius, Henning, Dedekind, Faber, Martin, Heinricius, Nik. Stenger" ꝛc.

„Wo ein ſolch reger Sinn für die Kunſt heimiſch war, da mußte auch das Orgelſpiel mit Eifer gepflegt werden. Dies geſchah denn auch in der beſondern einfachen und ſinnigen Weiſe, wie Land und Leute und Verhältniſſe bedingten, wobei der Umſtand nicht unerheblich mitwirkend war, daß im Lande viele Paſtoren lebten, die in jüngeren Jahren als Schulmeiſter und Organiſten thätig geweſen. Ein gemütlich ernſter, an die Sache hingegebener Sinn, verbunden mit der Richtung auf Wohlklang und Verſtändlichkeit, iſt allen thüringiſchen Orgelmännern, die wir kennen, eigen, wenn auch die Kunſtſtufen, auf denen die einzelnen ſtehen, an Höhe verſchieden ſind. Der Stil bleibt überall derſelbe. Nur einer — H. Buttſtedt — ſondert ſich durch eine gewiſſe Verweltlichung ab; ein anderer, J. S. Bach, iſt — Welt-Organiſt."

„Eine Gruppierung der Künſtler läßt ſich alſo nicht wohl nach der vorhandenen oder nicht vorhandenen inneren Verwandtſchaft, ſondern nur nach gewiſſen äußeren Verhältniſſen aufſtellen. Als ſolche bieten ſich dar: Familienverwandtſchaft, Amtsnachfolge, Wohnort ꝛc. — Billig ſteht die Familie Bach zuerſt!"

„Veit Bach, ein Bäcker, geboren um 1550 zu Wechmar, hatte ſich auf ſeiner Wanderſchaft in Ungarn niedergelaſſen, kehrte aber, religiöſen Verfolgungen zu entgehen, noch vor dem Abſchluſſe des 16. Jahrhunderts nach ſeinem proteſtantiſchen Heimatsorte in Thüringen zurück. Sebaſtian Bach erzählt von ihm, ſeinem Ur-Ur-Großvater, er habe ſeine ‚Cythringen' mit in die Mühle genommen und unter währendem Mahlen darauf geſpielt. Dies mandolinenartig geſtaltete Inſtrument mit flachem Boden, mit vier in den Quartſexten-Akkord geſtimmten ſtählernen Saitenpaaren und mit ſtählernen Bänden, war noch in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts das Lieblings-Inſtrument der thüringiſchen Müller und deren ‚Mahlgäſte', der Bäcker und Mehlhändler. Die Saiten werden mit den Fingern der rechten Hand geriſſen, zum Teil aber auch durch feſtes Aufſetzen der Finger der linken Hand, durch Anſchlagen an die ſtählernen Bände, zum Erklingen gebracht. Der Ton iſt leis und liſpelnd, gerade ſo ätheriſch, wie das Mühlengeklapper materiell. — Veit Bach ſtarb am 8. März 1619. Sein Sohn Hans, der Vater Heinrichs und Johannes und der Urgroßvater Sebaſtians, iſt um 1580 zu Wechmar geboren. Hier ſeßhaft als Teppichweber, durchwanderte er mit ſeiner Geige die thüringiſchen Ortſchaften, belebte mit ſeiner Muſik und munteren Laune die Kirmſen und Hochzeiten, und war, eine volkstümliche Figur, überall gern geſehen. Er ſtarb an der Peſt den 26. Dezember 1627."

„Heinrich Bach, der dritte Sohn von Hans Bach, ward zu Wechmar am 16. September 1615 geboren und ist der Nestor der thüringischen Organisten. Er war Schüler seines älteren Bruders Johann, der später erwähnt wird, und wurde 1641 Organist in Arnstadt, wo er am 10. Juli 1692 starb. — Das einzige auf uns gekommene Choralvorspiel von Heinrich Bach: ‚Erbarm dich mein, o HErre Gott', ist hinreichend, seine Bedeutung als praktischer Orgelmann darzulegen. Die erste Zeile der Melodie dient als Motiv und erklingt in dem gesamten Umfange der Orgel, in der höchsten Oktave des Manuals und in den tiefsten Tönen des Pedals."

„Heinrich Bach hinterließ zwei Söhne: J. Christoph und J. Michael, beide in Arnstadt geboren, jener um 1643, dieser am 9. August 1648. Beide sind Zöglinge des Vaters."

„Joh. Christoph wurde 1665 als Organist nach Eisenach berufen und lebte hier in bescheidenen Verhältnissen und außerhalb Thüringens wenig bekannt bis zu seinem Tode am 3. März 1703. Gebührende Würdigung erfuhr er erst, als die zu Anfang dieses Jahrhunderts unter Sebastian Bachs Namen gedruckte prächtige Motette ‚Ich lasse dich nicht' als sein Werk bekannt wurde. — Seiner großen Bedeutung als Vokal-Komponist entsprechen 44 kurze Choralvorspiele, ‚welche bei währendem Gottesdienste zum Präambulieren gebraucht werden können', nur wenig, da sie den Eindruck wenn nicht von Unfertigem, so doch von Kleinigkeiten machen. Die Form der Choralfuge ist überwiegend, doch stehen an Stelle der eigentlichen Aus- und Durchführung gewöhnlich inhaltsleere Zwischensätze, Terzengänge, die keinem andern Zwecke als dem der Verlängerung dienen. Der Orgelpunkt wird fast regelmäßig in jedem Stück angewendet. Der dreistimmige Satz verdichtet sich zuweilen zum vierstimmigen, auf so lange es eben angeht. Fugierte Choral-Einsätze, wie sie hier vorliegen, mußten damals in jedermanns Kopf und Hand sein; man begegnet ihnen überall; sie sind mehr das Mittel zur Erlangung, als ein Beweis von dem Besitz der kontrapunktischen Fertigkeit — eine Vorlage und Schablone, zu zeigen, wie es gemacht wird. Und so mag Christoph Bach diese Sätze unmittelbar beim Unterrichte seiner Schüler geschrieben haben, um die fugierten Einsätze in Kopf und Hand derselben zu bringen. Andere und höhere Bedeutung hat das freigeschriebene Präludium mit Fuge ‚in Dis' (Es-dur), wenn schon hierbei die Intention weniger auf die Orgel, als auf das Klavier gerichtet ist."

„Der jüngere Sohn von Heinrich und Bruder Christoph Bachs war Michael, der nachmalige Schwiegervater von Sebastian Bach. Er starb als Organist und Gemeindeschreiber zu Amt Gehren im Jahre 1694. Von seinen zahlreichen Choralvorspielen — L. Gerber besaß deren 72 — sind mir (Ritter) folgende fünf bekannt geworden: ‚Allein Gott in der Höh sei Ehr — In dich hab ich gehoffet, HErr — Wenn mein Stündlein vorhanden ist — Dies sind die heiligen zehn Gebot — Nun freut euch, lieben

Christen g'mein', — durchgeführte Choräle von verschiedenartiger innerer Anordnung. Bei dem ersten leitet eine Fuge über die Anfangs-Zeile auf dem Rückpositiv ein, dann folgt der erste Teil des Chorals einfach vierstimmig gesetzt, auf dem Oberwerk; zugleich mit den Manualen wechseln in angegebener Art zeilenweis fugierte Behandlung und einfachster Choralsatz im zweiten Teile. Diese Form, reich an Abwechselung, für den Hörer interessant und fesselnd, für den Spieler reiche Gelegenheit, Kunst und Instrument zu zeigen, hätte vonseiten der Komponisten mehr Nachahmung verdient, als sie gefunden. In dem dritten Stück wird nach vorausgegangener Einleitung der Cantus firmus in der Art durchgeführt, daß das Pedal dem Diskant die Wiederholung des ersten Teils abnimmt, wogegen es im zweiten Teil jede einzelne Zeile wiederholt, nachdem das Manual sie vorausgebracht. In der Stimmenführung und Technik kommt Michael mit seinem Vater überein, vielleicht, daß er mehr Glätte besitzt. Die Modulation folgt dem Gange der Zeit: das mixolydische ‚Dies sind die heiligen zehn Gebot' wird als G-dur behandelt. Im übrigen ist alles ungesucht, faßlich, orgelmäßig, kirchlich."

„Johann Bach, geboren zu Wechmar am 26. November 1604 als der Sohn von Hans Bach, wurde 1635 Rats-Musikant in Erfurt und 1647 auch Organist an der Prediger-Kirche daselbst. Er starb am 13. Mai 1673. Kompositionen von ihm sind bis jetzt noch nicht aufgefunden worden. Seiner Zeit das Haupt der Bach-Familie, wurde Erfurt durch ihn ein Hauptsitz und Versammlungspunkt derselben, die sich außerdem noch in Arnstadt und Eisenach ausbreitete. Der jüngere Sohn Johanns, Ägidius (geboren den 9. Februar 1645, gestorben 1717), folgte dem Vater in der Ratsmusikantenstelle, bis dahin war er Organist bei St. Michael in Erfurt."

Christoph Bach, der Großvater Johann Sebastian Bachs, der nicht verwechselt werden darf mit dem berühmten Eisenacher, war der mittlere Sohn von Hans Bach. Er ward am 19. April 1613 zu Wechmar geboren und starb „am 14. September 1661 nach mancherlei Aufenthaltswechsel als gräflicher Hof- und Stadt-Musikus zu Arnstadt". „Am 22. Februar 1645 wurde ihm ein Zwillingspaar geboren: Ambrosius und Christoph." „Ambrosius Bach fand 1667 eine Anstellung zu Erfurt als Rats-Musikant, siedelte aber 1671 nach Eisenach über; hier wurde ihm am 21. März 1685 J. Sebastian Bach geboren."

„Johann Bachs Nachfolger an der Prediger-Kirche in Erfurt wurde Joh. Effler, der tüchtige Vorgänger Michael Bachs im Amt Gehren. Ihm folgte bei seinem Weggange nach Weimar 1678 Johann Pachelbel, und diesem 1690 Nikolaus Vetter, geboren am 30. Oktober 1666 zu Königsee, ein Schüler J. Pachelbels und (vorher) G. C. Weckmanns in Nürnberg; er ging schon im folgenden Jahre als Regierungs-Advokat und Hof-Organist nach Rudolstadt. Hier starb er noch 1710. Seine mit

gewandter Hand und verständlich gearbeiteten Choralvorspiele, die in der Regel auf die erste Melodiezeile sich gründen, tragen mehr den allgemeinen thüringischen Typus, als den spezielleren Pachelbels. Einer Doppelfuge in A-Moll liegen zwei charakteristische Motive zum Grunde; das vorwaltende frische Leben in der harmonisch mannigfaltigen Durchführung wird einigemal durch unmotivierte Einschnitte gestört."

„Heinrich Buttstedt, ebenfalls ein Schüler J. Pachelbels und mit N. Vetter in einem und demselben Jahre (1666, am 25. April) geboren, folgte dem Genannten als Organist an der Prediger-Kirche in Erfurt. Er war gebürtig aus dem dieser Stadt nahegelegenen Bindersleben, wo vor wenigen Jahren eines der letzten Glieder der Bach-Familie als tüchtiger Landwirt und Orgelspieler starb. Seine Klavier-Kompositionen wurden seiner Zeit sehr geschätzt. Bezüglich seiner Orgelkompositionen muß Buttstedt mit Vorsicht beurteilt werden, will man ihm nicht unrecht thun; denn es sind viele seiner passagenreichen Klavierwerke in handschriftliche Sammlungen für die Orgel übergegangen, wo sie unter der übrigen Gesellschaft freilich nicht den günstigsten Eindruck machen. Was er für die Orgel schrieb, hebt sich, ohne den fertigen Klavierspieler zu verleugnen, von selbst aus dem Übrigen hervor. So z. B. eine Durchführung der (verzierten) Melodie ‚Nun komm der Heiden Heiland', eine zweite: ‚Gottes Sohn ist kommen', mit gewandt und frei geführter Manual-Begleitung des im Pedal liegenden Cantus firmus; ferner eine Choralfuge ‚Gelobet seist du, JEsu Christ'. Bei der Choral-Durchführung ‚Vom Himmel hoch da komm ich her', hat er ein hüpfendes Begleitungs-Motiv passender angewandt, als J. Pachelbel ein ganz ähnliches bei dem Sterbeliede ‚Es ist gewißlich an der Zeit'. H. Buttstedt starb am 1. Dezember 1727."

„Noch sind folgende thüringische Organisten als von Bedeutung zu nennen:

„J. Rudolph Ahle, seit 1649 Organist, seit 1661 auch Bürgermeister in seiner Vaterstadt Mühlhausen, ist geboren am 24. Dezember 1625. Er studierte in Erfurt, bekleidete hier (seit 1646) einige Jahre die Organisten-Stelle an der St. Andreas-Kirche und kam dann nach Mühlhausen in die obgenannten Ämter. Er starb 1673. — R. Ahles Orgel-Kompositionen schließen sich der Zeit nach an diejenigen von Kindermann und Scherer an, gehören also in die Periode, in welcher, um es kurz zu sagen, bezüglich der harmonischen Grundsätze die Komponisten in sich selbst am unklarsten waren. Seine Choralvorspiele behandeln außer dem Magnificat und einigen lateinischen Hymnen nur deutsche Gesänge aus der ersten Zeit der Reformation. — Mühlhausen erhält Ahles Andenken in Ehren lebendig durch seine in den Kirchen heimischen Melodien, deren einige, nicht ohne Veränderung, weitere Verbreitung gefunden haben, wie u. a. ‚Liebster JEsu, wir sind hier' und ‚Es ist genug'."

„Johann Heuſchkel, den weder Walther noch Gerber nennt, war jedenfalls ein Thüringer, wie die drei gutgearbeiteten Choralvorſpiele nach Fundort (in Suhl und bei Walther) und Arbeit bezeugen.“

„Freiſinniger, aber weniger eingehend in ſeinen Arbeiten erſcheint J. Ernſt Peſtel, ſeit 1687 Hof-Organiſt in Altenburg, wahrſcheinlich als Nachfolger ſeines Lehrers J. Ernſt Witt. Er war im Jahre 1659 zu Becke bei Weimar geboren, und erhielt ſeine Schulbildung in Altenburg.“

„Zu den ausgewanderten Thüringern gehört:

„Heinrich Albert, Dichter in Wort und Ton, und als ſolcher mit Simon Dach die Seele der Königsberger Dichterſchule. Er wurde am 28. Juni 1604 zu Lobenſtein geboren, verlebte aber ſeine Jugend in dem Hauſe ſeines Onkels, des berühmten Heinrich Schütz, in Dresden; 1631 wurde er zum Organiſten am Dom zu Königsberg, wo er ſich ſeit einiger Zeit aufhielt, gewählt. Für die Orgel hat er anſcheinend nichts, für Geſang dagegen verhältnismäßig vieles geſchrieben. Sein Hauptwerk ‚Arien oder Melodeyen etlicher, teils Geiſtlicher, teils Weltlicher, zur Andacht, guten Sitten, keuſcher Liebe und Ehrenluſt dienender Lieder in ein Poſitiv, Clavicembal, Theorbe ꝛc. zu ſingen‘ erſchien in verſchiedenen Heften in den Jahren 1640 bis 1650. Hervorgegangen aus einem Dichter- und Sängerbündnis engerer Natur als diejenigen Nürnbergs und Riſts mit ſeinen Sängern, zeigen dieſe Arien überall eine liebevolle Hingebung an die Löſung der Aufgabe und ein tieferes Erfaſſen des Gegenſtandes: ſie haben einen höheren und bleibenderen Kunſtwert. — Über Alberts Ausübung ſeines Kirchenamts finden wir nichts aufgezeichnet; ſeine Bedeutung für die Organiſten liegt in ſeinen im Gemeindegeſange noch fortlebenden Choralmelodien, welche ſo manchem ſpäteren Organiſten gern benutzte Stoffe zu kirchlichen Bearbeitungen lieferten. Folgende Melodien ſind jedem Leſer im Original-Tonſatz zugänglich: ‚Gott des Himmels und der Erden, und ‚O Chriſte, Schutzherr deiner Glieder‘, beide von H. Albert nach Wort und Ton; ‚Ich bin ja, HErr, in deiner Macht‘ und ‚Ich ſteh in Angſt und Pein‘, die Melodien zu S. Dachs Worten. Beides von Albert, Lied und Weiſe, ‚Einen guten Kampf hab ich‘,— ein Hauptlied!“

„Alberts ſchaffendes Talent war vorzugsweiſe auf einfachen, gemütvollen Ausdruck gerichtet, dem die Not der Zeit eine weichere Färbung gegeben haben mochte; tiefere harmoniſche Berechnungen und künſtliche Kombinationen lagen ihm fern. Er nahm die neuen Formen an, wie ſie ihn ſein Onkel gelehrt, in der Ausübung ſelbſt blieb er deutſch, ja thüringiſch. Wo er Eccard zum Vorbild nimmt, bleibt er im techniſchen Teil wie in Ernſt und Kraft hinter dieſem zurück.“

„Ein zweiter Schüler von H. Schütz und ebenfalls ein Thüringer war Matthias Weckmann aus Oppershauſen, wo er 1621 geboren war.

Als Orgel- und Klavierſpieler bildete er ſich bei Jakob Prätorius in Hamburg aus. Die Stelle eines Hof-Organiſten in Dresden vertauſchte er 1654 mit der des Organiſten an der St. Jakobi-Kirche in Hamburg, in welchem Amt er, hochverdient um das muſikaliſche Leben der Stadt, bis an ſeinen Tod (1674) verblieb."

„J. Nikolaus Hanff, 1630 zu Wechmar geboren, ſtarb als Dom-Organiſt zu Schleswig im Jahre 1706. Mattheſon, den er längere Zeit im Klavierſpiel und in der Satzkunſt unterrichtete, nennt ihn ein hauptehrlichen und geſchickten Mann. Seine eigene Bildung hat er vielleicht von einem aus der Bach-Familie empfangen. G. Walthers Sammlerfleiße verdanken wir den Beſitz einiger Choralvorſpiele von Hanff. Sie gehören zu den beſten aus jener, und übertreffen an Anlage und Inhalt viele aus neuerer Zeit, die ſonſt nicht gerade zu der ‚leichten Ware' gehören. Überall begegnet man harmoniſcher Fülle, leichter und freier Bewegung, gediegener und faßlicher Arbeit, kirchlichem Ernſt, orgelmäßiger Faſſung: alles Eigenſchaften, denen die thüringiſchen Orgelkomponiſten nachſtrebten. Den Geſchmack aber an einem verzierten Cantus firmus hat ſich Hanff in Nord-Deutſchland angeeignet."

„Georg Böhm iſt 1661 zu Goldbach bei Gotha geboren. Gegen Ende des Jahrhunderts lebte er, Reinken zu hören, in Hamburg, ſpäter in Lüneburg; hier bekleidete er ſeit September 1698 die Organiſtenſtelle an der St. Johannis-Kirche. J. S. Bach war von 1700 bis 1703 Schüler der Michaelis-Schule und ſtand vielleicht zu ihm in dem Verhältnis des Schülers. Von Böhm ſelbſt iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er, wie der Organiſt an der Nikolai-Kirche in Leipzig, Jakob Löw aus Eiſenach, als Schüler ein Mitglied des Michaelis-Chors geweſen, der ſich gern aus Thüringer Knaben wegen deren Neigung zur Muſik ergänzte. — Böhm ſtarb im Jahre 1734. — In ſeinen Klavierſachen ſpricht ſich ſein Genius frei und ſicher aus; ſie laſſen ſeine Bedeutung am klarſten erkennen. Bei dem, was er für die Orgel geſchrieben, zeigt ſich ein gewiſſes Schwanken in der Schreibart, das einem vollkommen befriedigenden Eindruck hindernd im Wege ſteht. — Alle Einwendungen aber ins Auge und trotz der oben gerügten Mängel, ſtellen Sätze, wie ‚Chriſt lag in Todesbanden' oder wie ‚Chriſtum wir ſollen loben ſchon' Böhm in die vorderſte Reihe der thüringiſch-norddeutſchen Organiſten. Die Grundlage ſeiner Künſtlerſchaft iſt thüringiſch; die Melodienverzierungen und die orcheſtermäßige Behandlung der Orgel ſtammt von Reinken, von Buxtehude, oder — von ihm ſelbſt."

„Johann Chriſtoph Graff, ein Schüler Böhms, wurde zu Erfurt um 1670 geboren. Daſelbſt ſchon im frühen Alter bei der Kaufmänner-Kirche angeſtellt, verließ er dieſe Stellung um 1693, um nach Lüneburg zu gehen. Schon im folgenden Jahr wird er in den Akten der St. Johannis-

Kirche in Magdeburg gelegentlich der Prüfung der neuen Orgel genannt; kurz darauf wurde er Subſtitut des Organiſten Georg Schüler, dem er 1702 folgte. Er ſtarb 1709. — Nur ein Choralvorſpiel ‚Der du biſt drei in Einigkeit‘ von ſeiner Arbeit iſt auf uns gekommen: ein Trio, wobei der Cantus firmus im Pedal liegt, das nur mit 4 Fußton zu regiſtrieren iſt. Die Manualbegleitung hält ſich bewegt, aber regelmäßig. Graff war äußerſt ſtrebſam, ſtudierte und komponierte fleißig; das läßt ein von 1698 den 1. Dezember angelegtes ausgedehntes Kollektaneenbuch, das nur durch ungemeine Litteraturkunde ermöglicht werden konnte, erkennen. Dieſes Buch, ‚Themata, Clausulae atque Formulae Virtuosorum Musicorum‘ betitelt, enthält nicht nur viele Motive aus den Werken fremder Meiſter (Buxtehude, Reinken, Pachelbel, Böhm, Karl, Hanff, Froberger, Corelli ꝛc.), ſondern deren ebenſo zahlreiche von Graff ſelbſt. Zugleich erſehen wir daraus, daß manches noch von dieſem oder jenem Meiſter, z. B. von Michael und Chriſtoph Bach u. a., vorhanden geweſen iſt, von dem wir jetzt kaum eine oder zwei Nummern aufweiſen können.“

„Andreas Werkmeiſter, am 30. November 1645 zu Bennekenſtein am ſüdlichen Abhange des Harzes geboren, erhielt den Jugendunterricht von einem Onkel väterlicherſeits, Chriſtian Werkmeiſter, der als Kantor zu Bennungen lebte; 1660 kam er auf die Schule nach Nordhauſen, dann zu einem zweiten Onkel, Viktor Werkmeiſter, Kantor in Quedlinburg; 1664 wurde Andreas Organiſt in Haſſelfelde, ſpäter in Elbingeroda; 1675 nach beſtandener ſcharfer Probe Schloß-Organiſt daſelbſt, endlich, 1696, Organiſt bei der St. Martini-Kirche in Halberſtadt und zugleich Inſpektor der ſämtlichen Orgelwerke des Fürſtentums Halberſtadt; hier ſtarb er am 26. Oktober 1706. — Den weſentlichſten Einfluß übte Werkmeiſter nicht durch Kompoſition und Unterricht, ſondern durch verſchiedene Schriften über Generalbaß, Orgelbau und Temperatur. Es gelang ihm, die gleichſchwebende Temperatur zur allgemeinen Einführung zu bringen — nur bei dem Orgelbauer Silbermann nicht.“ (Aus „A. G. Ritter, Zur Geſchichte des Orgelſpiels“ ꝛc.)

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchtes.

Vom amerikaniſchen Zeitungsweſen. Die erſte Zeitung in Amerika war das am 25. September 1690 zu Boſton ins Leben getretene Käſeblättchen “Publick Occurrences both Foreign and Domestick,” das in ſeiner erſten Nummer die Abſicht ankündigte, dem Publikum monatlich einmal über diejenigen Dinge von Wichtigkeit Mitteilung zu machen, die zu ſeiner Kenntnis gelangten — aber das Land ſollte ſich dieſer Neuigkeits-

quelle nicht lange erfreuen. Schon in einer der erſten Nummern war von Politik die Rede und die Regierung drehte in ihrer väterlichen Fürſorge dem Wechſelbalg den Hals um. Dann war man hierzulande bis zum Jahre 1704, in welchem in Boſton der "Boston Newsletter" gegründet wurde, ohne Zeitung. Der Herausgeber war zugleich Poſtmeiſter des damals circa 8000 Einwohner zählenden Städtchens und 15 Jahre lang vertrieb er ſeine Zeitung durch die Poſt, bis ſeine Abſetzung ihn zwang, ſeine Zeit ganz und gar der Journaliſtik zu widmen — die Zeitung erreichte das ſchöne Alter von 72 Jahren und ſtarb an dem Tage, an welchem Boſton von den Engländern geräumt wurde. In 1786 erſchien in Philadelphia die erſte Tageszeitung, in 1796 die "Salem Gazette," der wir die Kenntnis vom Urſprunge des Wortes "Gerrymander" verdanken. Der Maler Gilbert Stuart hatte, indem er die ſeltſamen Umriſſe der um Salem, Maſſ., herumliegenden Wahlbezirke mit dem Bleiſtift nachzeichnete, dieſelben mit dem Salamander verglichen — ſagen wir lieber "Gerrymander," wandte der Major Ruſſell ein, und das gelungene Wortſpiel auf den Namen des Gouverneurs Gerry hat ſich bis auf den heutigen Tag erhalten. In Waſhington, D. C., erblickte 1800 der "National Intelligencer" das Licht der Welt, 1804 wurde der "Richmond Enquirer" gegründet und 1808 der "St. Louis Republican." Die großen New Yorker Zeitungen "World," "Sun," "Tribune," "Times," ſtammen aus dem zweiten Viertel des jetzigen Jahrhunderts. Eines höheren Alters erfreuen ſich "Louisville Journal," 1831, "Public Ledger" in Philadelphia, 1835, und "New Orleans Picayune," 1836 gegründet. Die Geburt des "Springfield Republican" fällt in das Jahr 1847 und im Jahre 1848 auf 1849 iſt die Verbindung der "Associated Press" entſtanden. In Chicago war die erſte Zeitung der 1835 ins Leben getretene "American," aus dem 1839 ein Tageblatt wurde. In 1844 folgte ihm das "Daily Journal," 1846 die „Illinois Staatszeitung", und 1847 die "Tribune." Die "Times" hatte bei ihrer neulichen Verſchmelzung mit dem "Herald" ein 41jähriges Daſein hinter ſich. Was man vor ungefähr hundert Jahren in den hieſigen Zeitungen „Neues" zu leſen bekam, geht aus einer Boſtoner Zeitung hervor, die bedauert, mit ihren Nachrichten aus Europa um 13 Monate im Rückſtande zu ſein, und in derſelben Zeitung finden wir den acht Tage zuvor erfolgten Tod Waſhingtons verzeichnet. Papiermangel war zu jener Zeit nicht ſelten die Urſache des Ausbleibens der Zeitungen, und Aufrufe an „die Schönen" um ausgiebigere Begünſtigung des Lumpenſammlers bildeten keine Seltenheit. Der Mut, politiſchen Machthabern unangenehme Dinge zu ſagen, iſt der amerikaniſchen Preſſe ebenfalls erſt ſpät gekommen. Der "Massachusetts Spy" verzichtete ein ganzes Jahr lang darauf, ſeinen Leſern ſeine eigene Meinung zu ſagen, und druckte an Stelle der Leitartikel Robertſons "History of America" ab — doch brachte man damals ſchon Bilder, zum Beiſpiel einen reitenden Poſtboten, zur ſymboliſchen

Andeutung der Art, wie die Nachrichten den Leſern zugeführt wurden, ja, eine Zeitung verſtieg ſich ſoweit, Abbildungen zur Veranſchaulichung der Äſop'ſchen Fabeln zu bringen, womit ſie die Sittlichkeit in der Politik zu heben gedachte. Die Unabhängigkeit trieb im Jahre 1733 die Boſtoner "Evening Post" ſo weit, daß ſie folgende Bekanntmachung erließ: „Wir gehören keiner Partei an, und wir laden alle, die Zeit oder Geſchick dazu haben, und die der einen oder der andern Seite zuneigen, ein, etwas Politiſches zu ſchreiben, was dazu dienen kann, das Publikum aufzuklären." Die Söhne des parteiloſen Herausgebers verfolgten vier Jahre ſpäter dieſelbe Politik und erwähnen zum Beiſpiel ein nur wenige Meilen von Boſton ſtattgefundenes Gefecht nicht. Patriotiſcher war inzwiſchen der Herausgeber des "Massachusetts Spy" geworden. Derſelbe zog mächtig gegen die Briten zu Felde und rückte, als man ihn auf die Liſte der 12 Patrioten ſetzte, die beim Ergreifen gehängt werden ſollten, mit ſeiner Druckerei nach Worceſter aus, um hier den Kampf um die Freiheit fortzuſetzen. Auch der "New England Courant" war ſehr biſſig und ließ ſich mit der Geiſtlichkeit auf einen Streit über die Rätlichkeit der Impfung gegen die Blattern ein, die er verwarf. In die Medizin zog er dann die Religion hinein, was ihm ſo ſchwer angerechnet wurde, daß das Blatt nach neunjährigem Kampfe ums Daſein das Zeitliche ſegnen mußte. Heute werden in den Vereinigten Staaten circa 14,000 periodiſche Druckſchriften, darunter rund 1200 täglich und 11,000 wöchentlich erſcheinende, herausgegeben, unter welchen die deutſchen die ſtattliche Zahl von nahezu 700 bilden.

Amerikaner auf deutſchen und franzöſiſchen hohen Schulen. Mehr als tauſend Amerikaner beſuchen durchſchnittlich im Jahre Univerſitäten in Deutſchland. Die jährliche Zahl amerikaniſcher Studierenden auf Univerſitäten in Frankreich aber beträgt nur ungefähr dreißig, während franzöſiſche Kunſtſchulen viele amerikaniſche Zöglinge haben. Wie wir bereits meldeten, hat ſich in Paris ein beſonderes Komitee von Univerſitäts-Profeſſoren gebildet, um wo möglich dieſes Verhältnis anders zu geſtalten. An der Spitze dieſes Komitees ſteht der Rektor der Pariſer Sorbonne, der bedeutendſten Univerſität Frankreichs. Und es iſt den Herren gelungen, einzelne Amerikaner in Paris für ſich zu gewinnen, darunter einen Profeſſor Furber. Auch bewirkten ſie, daß ſich in der Bundeshauptſtadt Waſhington ein „Komitee" unter Vorſitz des Profeſſor Newcomb bildete, um den Plan zu fördern. Und ſo zeigen ſich jetzt in der engliſch-amerikaniſchen Preſſe bereits Spuren des Pariſer Komitees. Furber ſucht die Bevorzugung deutſcher Univerſitäten durch Amerikaner einfach ſo zu erklären: In Deutſchland dürfe der ausländiſche Student als Hörer beliebig die Vorleſungen auf Univerſitäten beſuchen, ohne Prüfungen unterworfen zu werden; nur wenn er beim Schluß ſeiner Studien den Doktorgrad zu erlangen wünſcht, werde eine Probe ſeiner Kenntniſſe von ihm verlangt. Auf franzöſiſchen Univerſitäten dagegen ſei der Studienplan auch dem Studenten aus der Fremde vorgeſchrieben,

und auch er habe ſich häufigen Prüfungen zu unterwerfen. Das Pariſer Komitee iſt nun dafür, den amerikaniſchen Studenten in Frankreich eine ähnliche Freiheit zu gewähren, deren ſie ſich in Deutſchland erfreuen. Als Vorzug franzöſiſcher Univerſitäten wird geltend gemacht, daß auf ihnen ſchon jetzt und von früher her der Unterricht ſelbſt nichts koſte, und daß ſie dem weiblichen Geſchlechte ebenſo zugänglich ſeien wie dem männlichen. Aber auch auf deutſchen Univerſitäten hat man begonnen, weibliche Wißbegierige zuzulaſſen, allerdings nicht als immatrikulierte Studenten, aber als Hörer. Und weiter verlangen ja weibliche amerikaniſche Studierende von auswärtigen Univerſitäten keine Vergünſtigung. Was die franzöſiſche Unentgeltlichkeit des Univerſitäts-Unterrichts betrifft, ſo hat ſie bis jetzt, im Gegenſatze zu den deutſchen „Kollegiengeldern“, die den Profeſſoren zu gute kommen, keine Anziehungskraft auf Amerikaner ausgeübt, und ebenſo wird es wohl auch in Zukunft ſein, da die meiſten der in Europa ſtudierenden Amerikaner wohlbemittelt ſind. Einer der amerikaniſchen Franzoſenfreunde meint in ſeiner Art ganz treuherzig: man ſolle amerikaniſche Studenten zunächſt auf franzöſiſche Provinzial-Univerſitäten ſchicken, da ſie dort gegen Verſuchungen beſſer geſchützt ſeien als in Paris. Aber mit franzöſiſchen Provinzial-Univerſitäten, die überdies meiſt nur einzelne Fakultäten enthalten, iſt nicht viel los. Auf deutſcher Erde hingegen conzentriert ſich der Höhepunkt geiſtigen Lebens keineswegs auf eine Reichshauptſtadt, ſondern auch viele kleinere Städte ſind Brennpunkte höchſter Univerſitätsbildung. Ein Franzoſenfreund behauptet auch, franzöſiſche Univerſitäts-Gelehrſamkeit ſtehe, abgeſehen von transcendentaler Metaphyſik, der deutſchen mindeſtens gleich, wo nicht über ihr. Doch ſelbſt von der berühmten Sorbonne in Paris wird kein Unbefangener behaupten, daß ſie ſich in allen Fakultäten mit den beſten der deutſchen Univerſitäten meſſen könne. Es wäre albern, zu leugnen, daß es auch unter den franzöſiſchen Univerſitätsprofeſſoren ausgezeichnete Gelehrte giebt; aber die Auswahl von ſolchen iſt in Deutſchland viel größer. Und dann noch Eins: Die Sprache! Die Zeiten, da die ſtrebſamſten Engliſch-Amerikaner dem Franzöſiſchen den Vorzug gaben, ſind vorbei; die deutſche Sprache hat bei ihnen den Vorrang, namentlich auch um der klaſſiſchen deutſchen Litteratur willen. Und beſonders auch auf amerikaniſchen Univerſitäten wird weit mehr und weit gründlicher Deutſch getrieben als Franzöſiſch. Viele gebildete junge Engliſch-Amerikaner verſtehen hinlänglich Deutſch, um dem Vortrage eines deutſchen Profeſſors folgen zu können, wogegen ihr Franzöſiſch zum Verſtändnis eines franzöſiſchen wiſſenſchaftlichen Vortrags bei weitem nicht ausreicht. Auch wiſſen ſie, daß ihnen das Deutſche in den Vereinigten Staaten ſelbſt weit nützlicher iſt als das Franzöſiſche. Weit zahlreicher als auf franzöſiſchen Univerſitäten finden ſich amerikaniſche Studenten auf der weltberühmten Pariſer Schule für ſchöne Künſte (ecole des beaux arts), und zwar mit Recht. Denn dieſe hohe Schule, auf welcher die vier Künſte: Architektur,

Muſik, Malerei, Bildhauerei, gelehrt werden, ſteht unübertroffen da, was jedoch nicht ausſchließt, daß auch auf deutſchen Muſik-, Maler- und Bildhauerſchulen zahlreiche Amerikaner einen trefflichen Unterricht finden. Und fürs Baufach und Ingenieurweſen leiſten auch mehrere polytechniſche Schulen Deutſchlands Vorzügliches. Unübertrefflich aber iſt die Bergakademie zu Freiberg. In der vierfachen Pariſer Kunſtſchule herrſcht, wie auf franzöſiſchen Univerſitäten, der edle Brauch unentgeltlichen Unterrichts. Der junge Amerikaner aber, der in eine der vier Verzweigungen dieſer Anſtalt aufgenommen wird, muß bereits einen hohen Grad von Bildung mitbringen; denn er hat, gleich den andern, ein ſtrenges Examen in verſchiedenen Wiſſenszweigen zu beſtehen, ehe er zugelaſſen werden kann; und überhaupt wird nur eine beſchränkte Anzahl aufgenommen; natürlich ſind die Auserwählten diejenigen, welche die Prüfung am allerbeſten beſtehen. Ein ſolcher amerikaniſcher Student der Baukunſt oder der Malerei oder der Bildhauerei oder der Muſik in Paris hat dieſelben Pflichten, aber auch dieſelben Rechte wie ſein franzöſiſcher Studiengenoſſe. So muß z. B. der Student der Baukunſt alle zwei Monate ſeine Prüfung beſtehen, und vom Ergebnis derſelben hängt ſeine Beförderung in die höhere Klaſſe ab. Aber auch er erhält bei entſprechenden Fortſchritten Ehrenpreiſe. Nur der ſogenannte römiſche Preis, deſſen Gewinner drei Jahre auf Staatskoſten Studienreiſen machen darf, wird Landeskindern vorbehalten, was offenbar billig und recht iſt. Das höchſte Diplom der Meiſterſchaft erhält aber der Amerikaner, wenn er die vorherigen Klaſſenprüfungen genügend beſtanden hat, ſo gut wie der Franzoſe. Ein ſolches Diplom hatte ſich auch der kürzlich geſtorbene große amerikaniſche Architekt Hunt errungen, der die Krone unſerer Chicagoer Weltausſtellung, den Adminiſtrationsbau, ſchuf, welcher ihm auch den höchſten britiſchen Ehrenpreis für Architekten verſchaffte. Unſer Facit iſt: entſchiedener Vorzug der eigentlichen deutſchen Univerſität vor der franzöſiſchen für den Amerikaner! Aber Glück und Heil auch den Amerikanern in der Kunſtſchule zu Paris! (Ill. St.-Z.)

Mann und Frau. Auf dem Anthropologenkongreß in Kaſſel hat Geheimrat Waldeyer unlängſt einen Vortrag „über die anthropologiſche Stellung der Geſchlechter“ gehalten, welcher in dem Streite um die Emanzipationsbeſtrebungen der Frauen gewiß noch oft citiert werden wird. Den primären Geſchlechtscharakteren, ſo führte Waldeyer aus, ſtehen ſekundäre gegenüber, welche hauptſächlich den Zweck haben, das Intereſſe der Geſchlechter zu einander zu erwecken. Dahin gehören die Unterſchiede in den äußeren Erſcheinungen: das Kopfhaar des Weibes, der Bart des Jünglings, die weibliche Stimme, die nur beim Weibe ſchön klingt, und anderes mehr. Einer der auffälligſten Unterſchiede iſt die Körperlänge. Schon der neugeborene Knabe mißt ein halb bis einen Centimeter mehr als das Mädchen, und bis zum ausgewachſenen Alter erhöht ſich die Differenz bis auf zehn bis zwölf Centimeter. Auch an Breite der Schultern, Länge und

Umfang der Arme, Umfang des Rumpfes ꝛc. übertrifft der Mann das Weib. Im Körpergewicht beträgt der Unterſchied im Durchſchnitt nicht weniger als zehn Kilo. Die einzelnen Gewebe des Körpers ſind an dieſen Differenzen in verſchiedenem Grade beteiligt. Beim Manne ſind Knochen und Muskeln, beim Weibe das Fett beſſer entwickelt — deshalb iſt der Mann zu größerer Kraftleiſtung befähigt, während dem Weibe die weichen, abgerundeten Formen gegeben ſind. Wie an Kraft, übertrifft der Mann die Frau auch an Geſchwindigkeit der Bewegung infolge der Abweichungen im Bau, wodurch auch die Männertracht für Frauen ungeeignet wird. Die Frau kann keinen rechten Laufſchritt machen. Ausnahmen können die Regel nicht umſtoßen. Wenn die Amazonen wirklich die Stärkeren ihrer Raſſe ſein ſollten, warum ſchütteln ſie die Herrſchaft ihrer Männer nicht ab? Geiſtig hochſtehende Frauen hat es zu allen Zeiten und bei allen Völkern gegeben, aber immer hat der Mann die ausſchlaggebende Stellung gehabt. Die Frau hat zartere und ſchlankere Formen in Händen und Füßen, ſie hat kürzere Daumen und anderes mehr. Gerade die Unterſchiede in Bau und Anordnung der Zähne bedingen die Schönheit des weiblichen Gebiſſes. Die leicht vorwärts geneigte Haltung der Frau gibt ihr einen eigentümlichen Reiz, während ihr die ſtramme militäriſche Haltung des Mannes ſchlecht anſteht. Die Hauptdifferenzen der Geſchlechter liegen aber in Schädel und Gehirn. Überall iſt die Schädelkapazität des Weibes geringer als die des Mannes. Waldeyer hält ein über die Norm herausgehendes Hirngewicht für das Zeichen einer außergewöhnlichen geiſtigen Begabung. Von 22 Hirnen bedeutender Männer hat er aber nur vier finden können, deren Gewicht unter der Norm blieb, die bei Männern 1372 Gramm, bei Frauen 1231 Gramm beträgt. Zieht man das geringere Körpergewicht der Frauen in Betracht, ſo haben ſie freilich ein relativ größeres Gehirn als der Mann. Aber für die Stärke der geiſtigen Funktionen iſt das abſolute Maß ausſchlaggebend. Auch die Sinne ſind, mit Ausnahme des Geſchmacksſinnes, beim Manne ſchärfer entwickelt. Schließlich iſt das Blut des Mannes um 500,000 roter Blutkörperchen pro Kubikcentimeter reicher, und an dieſen haftet der ganze Chemismus (!) der Lebensfunktionen. Dieſe Thatſachen, ſo ſchließt Waldeyer, beſitzen eine Beweiskraft für die körperliche und geiſtige Minderwertigkeit des Weibes, das von Natur in anderer Richtung hin beanlagt iſt als der Mann. Bei allen auf eine Veränderung in der Erziehung der Frauen hinzielenden Einrichtungen müſſen deshalb ihre körperlichen und ſeeliſchen Unterſchiede ſorgfältig in Erwägung gezogen werden, was bisher von den Vorkämpfern der Frauenemanzipation nicht genügend geſchehen iſt. „Die Natur“ hat die Unterſchiede nicht nur gegeben, damit das Weib dem Manne und der Mann dem Weib gefalle, ſondern ſie hat damit eine Arbeitsteilung eintreten laſſen wollen. Wir müſſen darauf achten, daß im Intereſſe der Erhaltung der Art, der allgemeinen Wohlfahrt und der ſtaatlichen Ordnung die Eigenart des Weibes geſchützt werde —

das Weib hat einen hervorragenden Anteil an der Entwickelung der Kultur, wenn es innerhalb der Familie die civiliſatoriſchen Aufgaben erfüllt.

Die ſchwierige Note. Eines Abends, als Mozart und Haydn mit mehreren muſikaliſchen Freunden zuſammen waren, wurde die Streitfrage aufgeworfen, ob Mozart ſofort ein ſo ſchwieriges Stück zu komponieren vermöchte, daß Haydn es nicht vom Blatt ſpielen könnte. Verſchiedene Für und Wider gaben zu einer Wette Anlaß. Mozart erbat ſich einige Minuten Zeit, nahm ein Stück Papier und warf ſchnell einige Notenſätze hin, übergab dann Haydn das Blatt und bat ihn, ſeinen Verſuch zu machen. Haydn ſah auf den erſten Blick, daß es eine leicht geſetzte Melodie war, begab ſich ans Klavier und begann zu ſpielen. Alle wunderten ſich über dies leichte Stück, das Mozart für Haydn beim erſten Verſuch für unausführbar hielt. Sie waren jedoch mit ihrem Urteil zu ſchnell fertig, denn plötzlich hielt Haydn inne, warf einen entrüſteten Blick auf Mozart und ſagte wenig freundlich: „Allerdings, wenn man Sachen ſchreibt, die kein Menſch ausführen kann, dann iſt der beſte Spieler mit Leichtigkeit geſchlagen. Habe ich da beide Hände an den Enden des Klavieres beſetzt, und ſoll nun zu gleicher Zeit in der Mitte noch eine Note anſchlagen — das iſt doch etwas Unmögliches!“ Mozart lachte herzlich und amüſierte ſich über den komiſchen Eifer des Freundes, er ſetzte ſich dann mit den Worten: „Nun will ich 'mal zeigen, daß es doch möglich iſt!“ an das Klavier. Alle warteten mit großer Spannung auf die ſchwierige Stelle, nun noch ein paar Takte, jetzt muß ſie kommen — er beugt ſich auf die Klaviatur herunter und ſchlägt die Note mit der Naſe an. So war die ſchwierige Aufgabe mit Leichtigkeit gelöſt. Alle Anweſenden lachten herzlich, und entſchieden, die Wette ſei von Mozart gewonnen.

Wann hat Wilhelm der Erſte zum erſten Male „Die Wacht am Rhein“ gehört? Kürzlich ging die Mitteilung durch die Preſſe, König Wilhelm habe „Die Wacht am Rhein“ zum erſten Male am 15. Juli 1870 auf der Fahrt von Ems nach Berlin, und zwar in Burg bei Magdeburg, gehört. Hierzu ſchreibt ein Lehrer, Herr W. Krone in Rath bei Düſſeldorf, den „Düſſeldorfer Neueſten Nachrichten“ was folgt: König Wilhelm hat „Die Wacht am Rhein“ ſchon viel früher gehört. Im Jahre 1861 kam er bei Gelegenheit der Herbſtmanöver nach den Rheinlanden. Während ſeines Aufenthaltes im Schloſſe zu Benrath durfte der Niederrheiniſche Lehrergeſangverein, unter Leitung des Seminar-Muſiklehrers Eickhoff aus Mörs, dem Könige einige Lieder vortragen. Unter dieſen Liedern war auch „Die Wacht am Rhein“. Ob bei dieſem Anlaß der König das Lied zum erſten Male gehört hat, weiß ich nicht — jedenfalls aber hat es ſchon damals ſeinen Eindruck nicht verfehlt, denn die Lehrer mußten es dem Könige zweimal vortragen.

Der Humor in der Schule. Die Theken der Schulkinder bieten gewöhnlich Liebhabern von Stilblüten eine reiche Ausbeute. Ein alter

Schulmann veröffentlicht jetzt eine ſolche Sammlung aus den Aufſatzheften ſeiner Schüler. Hier einige Proben: Unter den Hühnereiern einer Bruthenne hatte eine Bäuerin auch ein Entenei gelegt. — Zur Hochzeit war Jung und Alt geladen und wurde gekocht und gebraten. — Die Fröſche pflanzen ſich durch ihre Leichen fort (Laich). — Eine Mutter ernährte ſich und ihren Sohn mit Spinnen (durch das Spinnen). — Nach mehrjährigem Friedensſtande verheiratete ſich Maximilian wieder. — Die giftfreien Schlangen werden durch Umarmung gefährlich. — Im Rathauſe verraten (beraten) ſich die Menſchen.

Altes und Neues.

Inland.

Chicago. Soldatenſpielerei in Schulen. Herr Thornton will unſere höhere Jugend, das heißt, die wenigen unſerer Knaben, welche die Hochſchulen und die Vorbereitungs-Klaſſen für die Colleges beſuchen, mit Soldatenſpielerei beglücken. Herr Thornton iſt der Mann, welcher als Mitglied des County-Schulrats einen hartnäckigen Kampf gegen die auf moderne Erziehungs-Methoden gegründete Leitung der County-Normalſchule durch den hervorragenden Pädagogen Col. Parker geführt hat, und der im ſtädtiſchen Schulrat das Mundſtück derjenigen Leute iſt, welche aus den öffentlichen Elementar- und Grammatik-Schulen den Unterricht im Geſang, im Zeichnen, im Turnen und im Deutſchen verbannen, und nur Leſen, Schreiben und Rechnen und ein wenig Vereinigte Staaten-Geſchichte und -Geographie als Unterrichtsgegenſtände darin gelten laſſen wollen. Und nun kommt derſelbe Herr Thornton, welcher das Turnen verwirft, und will unſere höheren Schüler zu Soldaten drillen. O, die Idee iſt ja glänzend. Die Ausſicht, in den Straßen der Stadt in glänzender Uniform umherziehen zu dürfen, in den Zeitungen als Sergeant-Major, Lieutenant, Captain, Major, Oberſt oder gar General genannt zu werden, wird vielleicht eine ganze Anzahl Jungen, die jetzt mit dem vierzehnten Jahre die Schule verlaſſen, um ins Geſchäft zu gehen oder auch nicht, veranlaſſen, die Schule weiter zu beſuchen, und ſelbſt wenn ſie es nicht in der Abſicht thun, etwas zu lernen, ſo mag ja hie und da bei einem und dem andern ein Körnchen Wiſſen ſitzen bleiben. Kein Zweifel, die Idee des Herrn Thornton, oder die des Herrn Capt. Maxen wird „dazu beitragen, den Beſuch der Vorbereitungs- und Hochſchulen ſeitens unſerer männlichen Jugend zu heben“. Aber was würde damit erreicht ſein, ſo lange dieſelbe dieſe höheren Schulen nicht um des Lernens und der höheren geiſtigen Ausbildung, ſondern der Befriedigung ihrer Eitelkeit halber beſucht? Oder glaubt man wirklich, man könne ſich auf dieſe Weiſe künftige Soldaten für den Notfall erziehen? Man blicke auf das Beiſpiel Frankreichs. Nach 1871 wurden dort in Paris und andern großen Städten Schüler-Bataillone eingerichtet, auf welche man große Hoffnungen ſetzte, und auf welche man ſeitens des Staates oder der Gemeinden große Mittel verwandte. Und was war der Erfolg? Daß dieſe Soldat ſpielenden Schüler, wenn ſie ins Heer eintraten, ſich als viel weniger ausbildungsfähig erwieſen und ſich viel widerhaariger gegen die notwendige Disciplin zeigten, wie andere

Rekruten, und daß man der Spielerei ſchon ſeit mehreren Jahren genug gehabt und kürzlich in Paris die ganze noch vorhandene Ausrüſtung der Schüler-Bataillone verſteigert hat. Auch in Deutſchland ſind ſeiner Zeit, namentlich in Württemberg, Jugendwehren entſtanden, haben ſich aber gegenüber den ernſten Anforderungen der allgemeinen Wehrpflicht und der Einführung eines geregelten Schul-Turn-Unterrichts nicht viel über 1866 hinaus gehalten. In der Schweiz beſtehen ſie noch in den größeren Städten einiger deutſchen Kantone, ohne geſetzlich in die Militär-Organiſation eingefügt zu ſein, und ohne daß die neueren dortigen Verfügungen über die Vorbereitung des Wehrdienſtes durch den Turn-Unterricht in den Schulen ihre allgemeinere Einführung erſtrebten, was gewiß der Fall ſein würde, hätten ſie ſich als eine gute Grundlage für das Volksheer erwieſen. In Deutſchland werden die Jugendwehren hauptſächlich von den Socialiſten befürwortet, welche dadurch eine Abkürzung der wirklichen Dienſtzeit im Heere herbeizuführen hoffen. Die angeſehenſten Pädagogen und Militärs halten aber an der Überzeugung feſt, daß der Jugend-Erziehung wohl die allgemeine leibliche und geiſtige Vorbildung auch für den Wehrdienſt zukomme, die beſonderen militäriſchen Eigenſchaften und Fertigkeiten jedoch nirgends raſcher und ſicherer als in den geſchloſſenen militäriſchen Verbänden erworben werden. Aber ſelbſt angenommen, die Soldatenſpielerei der Jugend hätte irgend einen Wert. Was würde es beſagen, wenn wirklich von den 1800 Knaben, welche unſere Hochſchulen beſuchen, die meiſten davon höchſtens zwei Jahre, vielleicht die Hälfte etwas militäriſchen Drill erhielten? Damit würden ſie noch lange keine Soldaten ſein und vom Ernſte des Dienſtes nichts verſtehen, noch auch die Strapazen desſelben ertragen können. Selbſt wenn ſie etwas ſchneller ſich in die Handhabung der Waffen hineinarbeiteten, ſie würden deshalb noch nicht den Stamm für ein Heer abgeben können. Das Wahrſcheinliche aber iſt, daß ſie glauben würden, es zu können, daß ſie ſich als die wahren Jakobe betrachten und den Offizieren anmaßend und hochfahrend begegnen würden. So ein „Captain“ von einer Schüler-Kompagnie würde zum mindeſten gleich ein Oberſt im Freiwilligen-Heere werden wollen. Und was wären die 900 unter 90,000 Knaben, die keinen „Drill“ erhalten? Will man die Jugend unſers Landes auf die Möglichkeit vorbereiten, einmal zur Verteidigung des Landes die Waffen zu führen, ſo giebt es dazu kein beſſeres Mittel als den Turn-Unterricht. Der bildet den Körper gleichmäßig aus nach Maßgabe der Kraft eines jeden, er ſtählt den jugendlichen Leib, macht ihn fähig, allmählich immer größere Strapazen zu ertragen, er gewöhnt den Knaben, dem Kommando zu gehorchen und ſich der Disciplin unterzuordnen, und giebt ihm Sicherheit und Selbſtvertrauen. Das iſt eine beſſere Grundlage für den künftigen Soldaten, als mit geſchultertem Gewehr und dem Säbel an der Seite durch die Straßen zu laufen; ſie iſt eine Grundlage für alle Fälle, und gut für jeden Beruf und jede Lebenslage. Und dieſe Grundlage ſollte die geſamte Jugend erhalten. Aber mit dem Turnen kann man zu wenig “show” machen; — denn was wollen die weißen Jacken und Hoſen gegenüber einer bunten, goldbetreßten Uniform ſagen? Und was keine “show” macht, iſt — nach Anſicht des Herrn Thornton — unamerikaniſch und ein “fad”. Hoffentlich begräbt der Schulverwaltungs-Ausſchuß Herrn Thorntons Idee in den tiefſten Tiefen des Papierkorbes. (Ill. St.-Z.)

Daß in den Hochſchulen in Waſhington deutſcher Sprachunterricht gegeben wird, iſt hauptſächlich Verdienſt des Herrn Carl Röſer, der in den Jahren 1872—'73 mit Simon Wolf und Abraham Hart dem Schulrat des Diſtriktes angehörte. Herr Röſer überreichte zu jener Zeit dem Schulrat ein ausführlich ausgearbeitetes Eſſay über die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit der Einführung des deutſchen Sprachunterrichts in den öffentlichen Schulen. Das Eſſay fand im Schulrat allgemeinen

Anklang und Beifall; es wurde sogar als öffentliches Dokument in dem Jahresbericht des Schulsuperintendenten Wilson abgedruckt. Durch den Austritt des Herrn Röser aus dem Schulrat blieben leider die zweckmäßigen Vorschläge in dem Essay unausgeführt. Doch in späteren Jahren nahm ein Mitglied des Schulrats, der Advokat Birney, dieses Essay wieder auf und wurde auf Grund desselben in den neubegründeten Hochschulen des Distrikts der deutsche Sprachunterricht eingeführt.

Die im letzten Winter auf dem Kongreß der Philologen und Archäologen in Philadelphia gegebene Anregung, in Rom eine in ihren wesentlichen Zielen der Amerikanischen Schule für klassische Studien in Athen ähnliche Anstalt zu schaffen, hat dankenswerten Erfolg gehabt. Es wurde ein Ausschuß unter Leitung der Professoren Hale, Warren und Frothingham gebildet und ein Aufruf zu finanzieller Unterstützung des Unternehmens erlassen. Alsbald gingen so reiche Beiträge ein, daß der Ausschuß schon in seiner ersten Sitzung, die im Mai zu Philadelphia stattfand, in der Lage war, die Eröffnung des neuen Institutes für den Herbst dieses Jahres vorzubereiten. Professor William G. Hale von Chicago wird als Direktor, und Professor A. L. Frothingham jun. von Princeton als Unterdirektor für das Studienjahr 1895—'96 eintreten. Als Zweck der Anstalt bezeichnen die Satzungen die Förderung des Studiums des Folgenden: Lateinische Litteratur, soweit sie sich auf Bräuche und Einrichtungen bezieht; Inschriften in lateinischer Sprache und in den italienischen Mundarten; lateinische Paläographie; die Topographie und die Altertümer von Rom selbst; die Archäologie des alten Italiens (italische, etruskische und römische) und der frühchristlichen, mittelalterlichen und Renaissance-Periode. Das Institut wird in mehreren von diesen Gebieten oder in allen regelmäßigen Unterricht geben, selbständige Forschungen ermutigen und mit dem Archaeological Institute of America, mit dem es verbunden ist, zusammenwirken. Sein Heim sollen Räume im Casino dell'Aurora der Villa Ludovisi sein, die an diejenigen der unlängst dort eingerichteten Amerikanischen Schule für Architektur anstoßen. Die Errichtung einer American School of classical studies zu Rom wird von allen, die mit den bewundernswerten Leistungen der seit zwölf Jahren in Athen thätigen Schwesterschule vertraut sind, freudig begrüßt werden. Das Archaeological Institute hat jeder der beiden Schulen ein Stipendium von 600 Dollars bewilligt, und jede hat aus eigenen Mitteln ein zweites in gleicher Höhe gestiftet, auch ist die neue Schule in Rom von ihren Gönnern mit einem besonderen Stipendium von 500 Dollars für das Studium der christlichen Archäologie bedacht worden. Diese Stipendien sind den „Baccalaureen der Künste" an den Universitäten der Vereinigten Staaten und den andern amerikanischen Studierenden der einschlagenden Richtung zugänglich.

Ausland.

Das Los eines österreichischen Hochschulprofessors ist kein besonders beneidenswertes. Seit fünfzehn Jahren richten die Professoren der philosophischen Fakultäten Österreichs ihre Petitionen an den Reichsrat, an das Kultusministerium und die Gesamtregierung. Deutsche, Czechen und Polen haben sich vereinigt und ein gemeinsames „Memorandum" abgefaßt, eine Erhöhung der Bezüge verlangt, bisher jedoch vergeblich. Man darf freilich nicht an die Professoren der Medizin denken, die durch ihre Praxis, Ordinationen, Konsultationen und Berufungen in bevorzugter Lage sind; nicht an die Juristen, welche bei der großen Frequenz der juristischen Fakultäten Zwangs- und Hauptkollegien lesen; nicht an die Chemiker,

welche durch ihre Thätigkeit in den Laboratorien, durch ihre nahe Beziehung zu der Großinduſtrie und den Gewerben, nicht an die Phyſiker, welche durch die Prüfung der Erfindungen und Patente, nicht an die Mechaniker und Architekten, welche alle materiellen Gewinn aus ihrer Wiſſenſchaft ziehen. Wohl aber iſt das Schickſal derer zu bemitleiden, welche nach jahrelangen Mühen, nach langer unbeſoldeter Docententhätigkeit eine dotierte Lehrkanzel beſtiegen haben, unausgeſetzt wiſſenſchaftlich thätig ſein, dabei lehren ſollen, für eine Entlohnung, die tief unter jener eines tüchtigen Komptoiriſten (Buchhalters oder dgl.) ſteht. Seit 22 Jahren ſind die Gehälter der Profeſſoren ſtationär geblieben, während alle Lebensbedingungen teurer geworden ſind. Dabei muß man die Unmöglichkeit für einen Profeſſor, vorzurücken, denken, wenn er einmal Ordinarius geworden, an die Schwierigkeit, ſtandesgemäß zu leben, ſeine Kinder zu erziehen, ſeine Witwe zu verſorgen ꝛc. Seit 1873 ſind die Bezüge der Profeſſoren Öſterreichs dieſelben, aber ſelbſt damals, als die ausgiebige Erhöhung eintrat, wurden die Profeſſoren der Hochſchulen von dieſer Begünſtigung ausgenommen. Sie ſind die einzigen Beamten, welche trotz des Grundſatzes des Geſetzes, „daß das Ausmaß der Bezüge nach dem Range beſtimmt wird, welcher der Stelle zukommt, die der Beamte definitiv einnimmt“, noch immer nicht die Bezüge ihrer Rangklaſſe haben. Die ordentlichen Profeſſoren gehören der ſechſten Rangklaſſe an, beziehen aber ſtatt eines Anfangsgehaltes von 2800 Gulden (etwas über $1100) einen ſolchen von nur 1800 bis 2000 Gulden (700 bis 800 Dollars). Die übrigen Staatsbeamten derſelben Rangklaſſe erreichen nach zehn Jahren bereits einen Gehalt von 3600 Gulden, den ein Profeſſor überhaupt nie erreichen kann. So ſind die Profeſſoren der Hochſchulen gegen alle andern Staatsbeamten, abgeſehen von der Unmöglichkeit eines Avancements, um nicht weniger als 1000 Gulden jährlich verkürzt. Die Kollegiengelder kommen bei den meiſten kaum in Betracht. Die Profeſſoren an den techniſchen Hochſchulen, an den Kunſtakademien und ſonſt den Univerſitäten gleichgeſtellten hohen Schulen haben überhaupt keine Kollegiengelder, und ſelbſt an den Univerſitäten haben die Kollegiengelder nur eine materielle Bedeutung für Mediziner und Juriſten. Auch da iſt die Zahl der vom Kollegiengelde Befreiten enorm groß. An der philoſophiſchen Fakultät iſt das Kollegiengeld nur für ganz wenige von reichem Ertrage. Die Vertreter der Hilfswiſſenſchaften, der Nebenfächer, die Nichtprüfer, die außerordentlichen Profeſſoren oder ſelbſt die Ordinarien, welche z. B. Sanskrit, ſemitiſche Sprachen, Ägyptologie, Archäologie, Kunſtgeſchichte, Altſlaviſch ꝛc. vortragen, vor einer kleinen Schar von Zuhörern, doch mit dem Bewußtſein, daß ſie mehr als die Praktiker die eigentliche Pflege der Wiſſenſchaft betreiben — die haben keinerlei Kollegiumgeld von Bedeutung. Genaue Erhebungen haben ergeben, daß in den letzten Studienjahren von 243 Profeſſoren der philoſophiſchen Fakultät der öſterreichiſchen Univerſitäten — nur 23, alſo nicht einmal ein Zehntel aller Lehrer, ein Kollegiumgeld von 1000 Gulden oder mehr, während 118 Profeſſoren, das iſt nahezu die Hälfte dieſer Kategorie, im Jahre weniger als 100 Gulden Kollegiengeld erhielten. Einzelne hatten kaum 50 Gulden erhalten. Dieſe ſchlechte Bezahlung der öſterreichiſchen Profeſſoren übt eine ſchädliche Wirkung auf ihre Thätigkeit, ihre äußere Stellung, ihr Anſehen, ihren Einfluß auf die Jugend, auf ihre Berufsfreudigkeit aus. Sie iſt teilweiſe ſchuld, daß bei Berufungen nach Öſterreich allenfalls Privatdozenten, nicht aber die viel höher beſoldeten Profeſſoren in Deutſchland zu gewinnen ſind, daß es höchſt ſelten mehr gelingt, eine Koryphäe nach Öſterreich zu locken. Es iſt vorgekommen, daß Mittelſchul-Profeſſoren, die an hohe Schulen berufen wurden, keinen materiellen Vorteil, bisweilen ſogar Nachteil davon hatten. In Ungarn bezahlt man viel nobler, dort zeigt man den Männern der Wiſſenſchaft

gegenüber eine offene Hand. Der ungarische Professor bezieht einen Anfangsgehalt von 3000 Gulden, der eine Steigerung bis zu 4500 Gulden erfährt. Nun, vielleicht wird's in Österreich besser. Vorläufig allerdings wird's wohl beim alten bleiben; denn im Budget, auf deutsch im Staatsvoranschlage für das Jahr 1896 ist wohl ein Betrag von ungefähr drei Millionen Gulden eingestellt, aber es sollen wiederum nur die vier unteren Klassen bedacht werden. Die armen Professoren bleiben wieder einmal „mit ihren Kenntnissen sitzen".

Der Berliner „Lokalanzeiger" schreibt: Seit Jahren sehen wir Schulbehörden und Ärzte an der Arbeit, um gegen die anwachsende Kurzsichtigkeit unserer Schuljugend anzukämpfen. Vieles Gute hat man geschaffen: gesundheitsgemäße Schulbänke, helle Unterrichtszimmer, korrekte Haltung der Schüler sind als Grundlage im Kampfe gegen dieses Erbübel unsers modernen Bildungsstrebens längst allgemein anerkannt. Was jedoch die Frage nach Heilung der einmal vorhandenen Kurzsichtigkeit anbetrifft, so geben die Autoritäten der Augenheilkunde darauf nur die kurze, traurige Antwort: Eine Heilung der Kurzsichtigkeit ist unmöglich. Der Arzt muß sich auf die Korrektur der veränderten Lichtbrennungs-Verhältnisse innerhalb des Auges durch passende Brillen beschränken. Um so mehr verdient ein Aufsatz des Berliner Augenarztes Dr. E. Scherk die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, welcher auf Grund langjähriger Erfahrungen zwei Mittel gegen das Übel auf das wärmste empfiehlt. Das erste dieser Mittel besteht in einem sogenannten „Schläfensauger", einem etwa apfelsinengroßen Gummiballon mit kurzem Glasansatz, welcher, einfach mit der Hand zusammengedrückt, Abend für Abend dem Patienten kurz vor dem Einschlafen, am besten, wenn er schon im Bette ist, an die Schläfe gesetzt wird. Der Apparat wirkt also als eine Art trockener Schröpfkopf, indem er die Gegend der Augenhöhlen von dem übermäßigen Blutandrang, den eine unter den vielen Hypothesen zur Erklärung der Kurzsichtigkeit für dieses Leiden verantwortlich macht, erheblich entlastet. Die Saugezeit soll fünf Minuten betragen; sie ist durchaus schmerzlos, und bald sollen die kleinen Patienten selbst wahre Fanatiker in der Anwendung des Apparates werden. Als weitere erprobte Waffe im Kampfe gegen die Schulkurzsichtigkeit empfiehlt Dr. Scherk das Cocaïn, welches erst seit kurzer Zeit dem Arzneischatz der Augenheilkunde einverleibt ist; es löst in ähnlicher, aber milderer Weise wie das Atropin die Anspannung des Muskels, welcher die Gestalt der Linse der Entfernung des zu sehenden Bildes anpaßt. Da diese Anspannung, besonders in den Anfangsstadien der Kurzsichtigkeit, oft eine dauernd krampfartige ist, so kann man verstehen, inwiefern hier der Einfluß des Cocaïns ein sehr wohlthuender ist. Es wäre zu wünschen, daß auch von seiten anderer Augenärzte Urteile über diese Methode nach vorausgegangener Erprobung in die Öffentlichkeit gelangten.